

Gunter Arentzen

PARAFORCE



BAND 22

Das Lied der Assassine

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Gunter Arentzen

Paraforce

Band 22

Das Lied der Assassine

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Zitat:

Mord: Die Tötung eines Menschen durch einen anderen. Es gibt vier Arten von Mord: verbrecherischen, entschuldbaren, gerechtfertigten und rühmlichen, doch dem Ermordeten ist es egal, welcher Art er zum Opfer fiel – die Klassifizierung ist nur zum Nutzen der Juristen da.

(Bitter Pierce)

Vorspiel

Von dem, was war – ein Rückblick!

HMP Eastwood Park, vor fünf Jahren

Das Gefängnis war ein elendes Drecksloch.

Obwohl sie in den letzten Jahren einige Verbesserungen vorgenommen hatten, konnte es dennoch vorkommen, dass sich eine Insassin das Leben nahm.

Manche schnitten sich die Pulsadern auf; keine Ahnung, mit was. Vielleicht mit einem scharfen Stück Draht aus der Matratze.

Andere knüpften einfach Leintuch und Deckenbezug zusammen und erhängten sich am Waschbecken.

Eine schaffte es, sich zu vergiften; sammelte ihre Schmerzmittel, ohne dass es jemand merkte, und nahm sie alle auf einmal. Ihr Sterben dauerte mehrere Tage, denn die Tabletten zerstörten ihre Leber. Als die Ärzte begriffen, was die Frau getan hatte, war es zu spät ...

Ich selbst war nie auf die Idee gekommen, mir das Leben zu nehmen.

Nicht mein Stil!

Man arbeitet nicht zehn Jahre für die *Ehrenwerte Familie*, verführt und tötet, wen auch immer es zu verführen oder zu töten gilt, um sich dann aus dem Leben zu stehlen.

Ich hatte mir meine lebenslange Haft redlich verdient. Also würde ich sie auch absitzen. Wenn sie eines Tages beschlossen, mir eine Chance zu geben – umso besser. Wenn nicht, dann blieb ich eben in Eastwood Park, leitete dort die Bücherei und kümmerte mich ansonsten einen Dreck um die Welt mit all ihren Problemen.

Im Grunde genommen hätte das Leben sehr viel komplizierter oder auch gefährlicher sein können. Etwa dann,

wenn sie mich in den USA oder in einem südamerikanischen Land gefasst hätten.

Hatten sie aber nicht!

Die Ironie war es, dass mich der MI5 erwischte, als ich in meinem Elternhaus Weihnachten feierte.

Irgendjemand musste ihnen verraten haben, dass Ginger Red in Wahrheit Deirdre McAllister ist, einzige Tochter der Countess of Hampton Hill.

Wäre ich *nicht* die künftige Countess gewesen, sie hätten das Haus von vier Seiten gestürmt, den Christbaum umgeworfen, mich zu Boden geschleudert und meine Eltern zu Tode geängstigt.

So aber klingelten sie, reichten unserem Butler ihre Ausweise und ließen sich in den Salon führen. Sie legten mir dar, dass sie einen Haftbefehl hätten; ich solle freundlicherweise mitkommen.

Was hätte es gebracht, mich zu sträuben?

Meine Waffe lag in meinem Zimmer, und auch wenn ich diese beiden Männer hätte ausschalten können, wäre ein Einsatzkommando angerückt, noch bevor ich hinauf zu meinem Raum gelangen konnte.

Meine Mutter versprach, mir den besten Anwalt im gesamten Königreich zu stellen, doch ich lehnte ab. Dieser Herr hätte eine enorm hohe Summe kassiert, am Ende aber nichts bewirken können.

Sie wussten von elf Morden, die auf mein Konto gingen – jede Hoffnung auf eine Bewährungsstrafe wäre daher illusorisch gewesen.

Daher ersparte ich meinen Eltern jede Schande. Wenn sie den Namen der Familie ungenannt ließen, würde sich Ginger Red zu ihrer Schuld bekennen und jede Strafe akzeptieren, die das Gericht für angemessen hielt.

Meine Mutter war höchst erfreut, als sie von dieser Rege-

lung erfuhr. Schließlich, so sagte sie, habe ich bis zur letzten Sekunde die Ehre gewahrt.

Daher dürfte ich die reichste Frau in Eastwood Park sein, denn meine familiären Konten wurden nicht gesperrt.

Daran, dass Eastwood Park ein elendes Drecksloch war, in dem sich die Frauen reihenweise suizidierten, änderte dies freilich nichts.

Ich hatte es mir im Rahmen meiner Möglichkeiten bequem gemacht. Auch im Gefängnis war ich Ginger Red, nicht etwas Deirdre McAllister. Für die meisten jedoch war ich – Welch ein Hohn – *die Countess*.

Nicht wegen der Abstammung, von der sie nichts wussten, sondern wegen meiner komfortablen Zelle, die jeden Luxus enthielt, den die Verwaltung genehmigte. Und da die Verwaltung die Frauen davon abhalten wollte, sich in den kalten Stunden vor Morgengrauen, wie es J. R. R. Tolkien in seinem epochalen Werk geschrieben hatte, das Leben zu nehmen, waren sie in diesem Punkt recht großzügig.

Meine Zelle war hübsch, gemütlich und komfortabel. Sie hätte den Neid der anderen Insassinnen auf sich gezogen, doch ich zeigte mich – wie bereits vor meiner Verhaftung – äußerst spendabel.

Bei meinem Einzug machte ich zwei Dinge klar. Wer mich mit Respekt und Freundlichkeit behandelt, kommt sehr gut mit mir aus.

Wer mich jedoch angreift oder versucht, mir das Leben schwer zu machen, wird schon bald von der Banshee in die Anderswelt geführt.

Die Beamten behielten mich zu Beginn der Haft streng im Auge, erkannten aber schnell, dass ich weder psychopathisch bin, noch unter Kontrollverlust leide.

Gewiss, sie hatten mich wegen elf verdammten Morden

inhaftiert – nur ein kleiner Teil dessen, was ich während der Jahre für *Papa Antonio* wirklich getan hatte –, aber dies bedeutete nicht, dass ich psychisch krank gewesen wäre.

Außerhalb der *Ehrenwerten Familie* war ich stets nett und freundlich, Mitglied bei WWF und Greenpeace.

Mehrere Damen hatten in mir die ideale Schwiegermutter gesehen, denn bei mir sei ihr Sohn in guten Händen.

Zwei weitere Damen hatten geglaubt, ihre Töchter, genau wie ich *emotional auf Abwegen*, seien bei mir in besten Händen, denn gerade bei mir hätten sie ein sehr gutes Gefühl!

Und nein, es täuschte sie nicht. Tatsächlich liebte ich all diese Söhne und Töchter, wenn auch nicht intensiv genug, um sie zu ehelichen.

Muss man einen reichen Geschäftsmann nach allen Regeln der Kunst verführen, damit dank einer versteckten Kamera ein schmutziges, überaus kompromittierendes Filmchen entsteht, ist diese Aufgabe dem Eheleben nicht gerade zuträglich.

Nachdem die Wärterinnen verstanden hatten, dass ich mich zu einer mustergültigen Gefangenen entwickeln würde, gebildet und eloquent, spendabel und freundlich zu jedem in Eastwood Park, lockerten sie ihre permanente Aufsicht.

Sie begannen, mir zu vertrauen – auch wenn dies paradox ist.

Im fünften Jahr meiner Haft war dies der Status quo und ich ging davon aus, dass sich die nächsten zehn, fünfzehn oder auch zwanzig Jahre nicht sehr von jenen unterscheiden würden, wie ich sie nun gerade erlebte.

Aber es sollte völlig anders kommen, und davon möchte ich nun in aller Ausführlichkeit berichten.

Es war einmal ...

I

Von Hexen, Küssen und Offenbarungen

Eastwood Park, 08. Dezember

»Ich glaube, ich bin eine Hexe!«

Erstaunt blicke ich auf und sehe eine junge, hübsche Wärterin vor dem Tresen der Gefängnis-Bibliothek stehen.

Auch jene, die in einem Gefängnis sitzen, müssen arbeiten. Manche werden dem Reinigungs-Trupp zugeführt, andere arbeiten in der Küche oder im Lazarett. Wer keine abgeschlossene Schulbildung besitzt, kann diese im Gefängnis nachholen, Gleiches gilt für Ausbildungen.

Während meines Eingliederungsgesprächs stellte die Leiterin der Anstalt fest, dass ich wohl die höchste Ausbildung hätte, die sie je bei einer Gefangenen gesehen habe. In mehreren Internaten hatte man für die bestmögliche Erziehung gesorgt, meinen Abschluss machte ich in Kunst- und Literaturwissenschaften.

Am Ende des Gesprächs stand fest, dass ich künftig die Bibliothek leiten würde; eigenverantwortlich in dem Rahmen, der einer Insassin möglich sei.

Würde ich meine Eltern bitten, mich von der Arbeitspflicht freizukaufen, sie würden es ohne Zweifel tun. Doch womit sollte ich dann den Tag zubringen?

Zudem kommt mir die Arbeit entgegen. Während meiner Zeit in *der Familie* hatte ich nur gelegentlich mit Kunst oder Literatur zu tun.

Nun kann ich mich dem Thema widmen.

Zurück zur Hexe!

Ich blicke auf, mustere die junge Wärterin und schenke ihr dann ein Lächeln. Karen Ellis heißt sie, wir kennen einander, seit sie vor einiger Zeit ihre Stelle antrat, und sie

gehört zu jenen, die häufiger meine Nähe suchen. Wegen eines guten Gesprächs oder sinnloser Plauderei. Oder auch, weil sie Sorgen haben und glauben, ich mit meiner Erfahrung habe einen Rat.

Zweimal bestand mein Rat darin, bei meinen Eltern anzurufen, damit sie ihnen ein kleines, zinsfreies Darlehen gewähren, rückzahlbar nach Vermögen der Darlehensnehmerin.

»Ach, da gibt es Schlimmere als dich«, scherze ich und schenke ihr ein Petzauge.

Sie erwidert das Lächeln, ehe sie auf das Buch in ihrer Hand deutet.

Wicca für Anfänger – spüre den Kräften der Götter und Göttinnen nach!

»Hast du das Buch gelesen?«, frage ich sie.

»Nur überflogen, als ich es aus der Krankenstation holte. Die Bücher stehen den Insassinnen offen, nicht dem Personal.«

»So? Nun, wenn du es während der Nachtschicht lesen willst, trage ich es auf meinen Namen aus und du nimmst es mit.«

Prüfend mustert sie mich. Viele Insassinnen versuchen, die Wärterinnen reinzulegen. Sie bieten ihnen einen Gefallen an, um selbst einen noch größeren einfordern zu können. Oder sie erpressen das Personal.

So etwas wäre mir fremd. Zumal ich nicht grundlos hier einsitze, sich das Personal korrekt verhält und ich zu einer großzügigen Person erzogen wurde.

Karen, die von meinen anderen Gefallen nichts weiß, da diese Dinge streng vertraulich geregelt wurden – man hätte die Wärterinnen gefeuert, wäre es rausgekommen, aber in der Not frisst der Teufel bekanntlich Fliegen – überlegt nun, ob ich Hintergedanken hegen könnte, entscheidet sich

dann aber dafür, dass ich bei ihr nicht anfangen, was ich fünf Jahre lang nicht tat, und stimmt zu.

Also trage ich das Buch aus und reiche es ihr. »Sag mir, ob du wirklich eine Hexe bist!«, bitte ich sie. »Religionswissenschaften mit Schwerpunkt auf Esoterik, Christentum und Archaische Glaubenswelten war ein Nebenfach. Es passt wunderbar zur Kunstgeschichte, denn beides bedingte sich über Jahrtausende.«

»Glaubst du an einen Gott?«, fragt sie vorsichtig.

»Ich glaube an etliche Götter und Göttinnen!« Mit diesen Worten öffne ich die Knöpfe meiner Gefängnis-Bluse und lasse sie ein Henna-Tattoo sehen. Wie eine Kette liegt ein dünner Streifen um meinen Hals, zwischen den Brüsten ruht ein Keltenkreuz.

Da echte Ketten verboten sind – ich könnte mich damit strangulieren – griff ich zu diesem permanenten Körperschmuck.

Karens Augen leuchten, als sie das Kreuz sieht. Sie streckt die Hand aus und berührt es. Dabei kommt sie mir sehr viel näher, als sie dürfte.

Wenn ich wollte, ich könnte ihr den Schlagstock und die Schlüssel abnehmen, ihr das Genick brechen – oder sie sanft auf die Nase küssen.

Genau das tue ich.

Erschrocken weicht sie zurück, ihre Wangen färben sich rot.

»Ich wünsche dir eine ruhige Nacht«, sage ich freundlich, ihre Hilflosigkeit und Scham ignorierend.

»D... Danke! Wir ... sehen uns morgen!« Damit wendet sie sich ab und flieht aus der Bibliothek.

Lächelnd schaue ich ihr nach. Es ist zu lange her, dass ich mit jemandem flirten konnte. Dabei mag ich es, andere ein wenig aus der Fassung zu bringen. Dieses kleine Geplänkel

wird zu nichts führen und sie höchstens lehren, Abstand zu halten.

Dennoch war es eine kleine, humorvolle Episode. Zumal ich Karen mag. Schon als sie sich vorstellte, spürte ich dies, und seither freute ich mich auf jede Begegnung. Tief in meinem Innern weiß ich, dass dies Ausdruck meiner Einsamkeit ist, die Sehnsucht, jemanden zu berühren, zu küssen oder auch nur seine Hand zu halten.

Sie ist eine Wärterin, also wird nichts davon geschehen. Wenn, müsste ich mich schon bei den Frauen in den Zellen umsehen. Aber mein Herz, leider sehr viel unabhängiger, als ich es gerne hätte, entschied, dass Karen dieses sinnlose, nutzlose und daher störende Gefühl in mir auslöst.

So gesehen entstammte dieser kleine Kuss wohl doch eher jenem innigen Wunsch, den mein Verstand verdammt, statt der Idee, sie ein wenig aus der Fassung zu bringen.

Wer weiß, vielleicht hätte ich mich gefreut, wäre Karen auf die Idee gekommen, im Gegenzug *meine* Nase zu küssen ...

Nach einem Blick auf die Uhr lege ich Papier, Klebstoff und die stumpfe Kinderschere, mit der ich mich abmühen muss, in eine Schublade. Dann klappe ich das Buch der Ausleihe zu und verlasse die Bibliothek.

Ich schließe ab, schlendere zu einer Wärterin und drücke ihr den Schlüssel in die Hand mit dem Wissen, dass ihn mir eine Kollegin am nächsten Tag wieder überreicht.

Um kurz nach neun gehe ich zu den Duschen. Um zehn werden die Zellen abgeschlossen, dann muss ich fertig sein.

Schon seit einer Weile dusche ich abends um kurz nach neun. Meist bin ich allein, denn alle anderen gehen gleich nach der Arbeit oder nach dem Abendessen. Kurz vor Einschluss jedoch weht das Steppengras durch den großen Hygieneraum.

An diesem Abend höre ich Wasser rauschen, als ich mich der Tür nähere. Und dies ist nicht das einzige Geräusch; lustvolles Stöhnen und spitze Schreie mischen sich in das Plätschern und Platschen des Wassers.

Grinsend passiere ich die Toilette, entkleide mich im Vorraum und gehe zur Dusche.

Mehrere Brausen ziehen sich an der Wand entlang. Das Wasser fließt über eine Rinne ab, Dampf sammelt sich unter der Decke und zieht über Klappen ab.

Da dieser Abzug sehr, sehr klein ist, bildet sich in Stoßzeiten dichter Nebel, sodass man sich nur tastend hindurchbewegen kann.

Im Moment hält sich der Dunst in Grenzen. Daher sehe ich die beiden Frauen in aller Deutlichkeit.

Eine von ihnen, eine kleine Rothaarige, steht mit weit gespreizten Beinen unter dem Wasser und stützt sich mit den Händen an der Wand ab.

Ihre Partnerin, deutlich größer und zudem blond, steht indes hinter ihr und massiert ihr mit einer Hand die Brüste, mit der anderen hingegen das Fötzchen. Mal sind es kreisende Bewegungen, dann wieder stößt sie ein paar Finger in den Unterleib der Rothaarigen.

Kurz schaue ich dem Spiel zu – wenn sie nicht möchten, dass ihnen jemand zuschaut, müssen sie sich einen anderen Ort suchen – und spüre sanfte Erregung in mir aufsteigen. Es ist schon eine Weile her, dass ich Sex hatte; zuletzt mit einer jungen, dunkelhaarigen Insassin, die wunderbar küssen konnte.

Leider wurde sie krank und starb nach nur einem halben Jahr.

Noch einmal schreit die Rothaarige auf, dann sinkt sie zu Boden.

Die Blonde hingegen wendet sich ab, als ginge sie das alles nichts an. Sie schlendert nackt durch den Raum, ein sanftes Lächeln auf den Lippen. Ihre schweren Brüste bewegen sich im Takt ihrer Schritte, ihre Augen funkeln.

Schließlich bleibt sie vor mir stehen. »Hat dir gefallen, was ich mit ihr gemacht habe?«

Mit der Hand deutet sie hinter sich zu der Rothaarigen. Diese steht wieder und seift sich zwischen den Schenkeln ein.

»Schon ...«, gebe ich zu. Dabei lasse ich meinen Blick an ihr herabgleiten, hin zu der nackten Scham. Deutlich kann ich ihre Erregung sehen. Zudem geht ein schwerer, weiblich-herber Duft von ihr aus. Sie wirkt auf jemanden, der sieben Monate keinen Sex mit jemand anderem hatte, überaus attraktiv.

Die steifen Knospen ihrer Brüste locken ebenso wie die geschwollenen blauroten Schamlippen oder die harte Clit.

»Du kannst den gleichen Service buchen! Oder, wenn du mehr willst, lasse ich mich mit dir einschließen und wir haben die ganze Nacht!«

»Ich zahle nicht für Sex!«, lasse ich sie wissen. »Tut mir leid, das habe ich noch nie!«

»Schade«, sagt sie leise. »Meine Zunge ist sehr sanft und sehr ... geübt darin, anderen Lust zu schenken.«

Sie wartet auf meine Erwiderung, begreift aber dann, dass ich nichts weiter zu sagen habe. Daher nickt sie und geht nackt zum Vorraum, um sich anzukleiden.

»Du hättest dir den Spaß gönnen sollen!«, lässt mich die Rothaarige wissen, während auch sie die Dusche verlässt.

»Dreimal durfte ich kommen!«

»Dann wünsch ich dir entspannte Träume!«

Sie grinst und geht davon, ich hingegen bin nun wieder allein im Duschaal. So, wie an den meisten Abenden.

Noch denke ich, dies sei der Höhepunkt des Abends gewesen.

Aber das stimmt nicht!

Um 22 Uhr ist Einschluss, die großen Lampen werden eine halbe Stunde später gelöscht. Natürlich gibt es kleine Lampen, die jede Gefangene selbst ein- und ausschalten kann. Ich las noch etwas, schlief gegen 23:00 Uhr ein – und erwache zu meinem Erstaunen um Mitternacht, da meine Zelle geöffnet wird und jemand im Schein einer Taschenlampe eintritt.

»Karen?«, frage ich, setze mich auf und lasse das Licht aufflammen. Dass ich nahezu nackt auf der Pritsche liege, stört mich weniger als sie, denn ein wenig verlegen wendet sie sich ab.

»Du hättest mir das Buch morgen geben können«, sage ich lächelnd.

»Ja ...« Sie steht etwas unschlüssig in meiner Zelle, dann schließt sie die Tür.

Damit verstößt sie garantiert gegen etliche Vorschriften. Die Wärterinnen schließen *nie* die Tür, wenn sie eine Zelle betreten, in der sich eine Insassin aufhält, und sie kommen zudem *nie* allein.

Sie setzen sich auch *nie* auf die Bettkante bei einer Insassin, wenn diese im Bett liegt.

Doch auch das tut Karen nun.

Sie setzt sich und schenkt mir einen verlegenen Blick.

»Ich ... sollte nicht hier sein«, wisperst sie.

»Dann geh lieber! Auch wenn ich mich über etwas Gesellschaft freue, möchte ich keinesfalls, dass du Ärger bekommst!«

»Es ... ist etwas sehr Seltsames passiert! Ich muss es dir sagen, Ginger«, sagt sie leise. Dabei erwidert sie meinen forschenden Blick.

Ich stelle einmal mehr fest, wie hübsch sie ist. Das zu einem Zopf gebundene Haar, die Grübchen an den Wangen und die süße Stupsnase verleihen ihr etwas Niedliches. Ihre Augen blicken groß und fragend in die Welt, ihr Mund ist klein.

Sie ist weder besonders groß, noch sonderlich muskulös. Ihre Brüste zeichnen sich unter der Bluse ihrer Uniform ab, die Beine indes werden durch die bequeme Hose verdeckt; ihre Form ist nicht auszumachen.

»Und *was* ist passiert?«

Karen verknotet ihre Finger, gefangen in einem inneren Konflikt.

Sanft berühre ich ihre Schulter.

Sie zuckt nicht einmal zurück, hält aber meine Hand fest. »Tue das nicht!«, sagt sie leise. Dabei schaut sie mich aus ihren großen, braunen Augen an. »Ich ...«

»Weswegen bist du gekommen?« Der kleine Kuss auf ihre Nase in der Bibliothek hat offenbar ihr Innerstes erschüttert. Oder er unterstrich etwas, das ohnehin da war.

Seit wir einander kennen, wurde sie zutraulicher. Mir gefiel es aus den bereits erwähnten Gründen, aber stets hatte ich das Gefühl – und mein Verstand schob es barsch als Übertragung beiseite – dass auch sie meine Nähe sucht. Dass sie möchte, was ich möchte. Sicherlich Übertragung, nichts sonst, denn alles andere liefe jeder Logik zuwider.

Eines ist sicher – so wie nun habe ich sie noch nie erlebt!

»Vor knapp einer halben Stunde tauchte ein Mitarbeiter des MI5 auf. Er müsse eine Gefangene zwischenlagern; es sei nicht erlaubt, Aufzeichnungen vorzunehmen. Wir sollten ihr eine Zelle geben – spätestens nach dem Frühstück seien sie wieder weg!«

»Sonderbar!«, stimme ich ihr zu. »Aber warum erzählst du es gerade mir?«

»Weil diese Frau nach dir fragte! Sie würde dich gerne sehen, und zwar so rasch wie möglich. Ob das möglich sei.«

»Wie sieht diese Frau aus?«, frage ich und spüre, dass mir ein Schauer über den Rücken läuft. Keinesfalls hat diese Begebenheit etwas Gutes zu bedeuten!

»Fast ... quadratisch!«, erwidert Karen. »Sie ist Russin; sagt sie zumindest. Ihr Akzent wirkt jedoch eher polnisch. Gerötetes Gesicht, schwarzes Haar!«

»Erna Schablova!«

»Ja«, sagt Karen, »so ist ihr Name. Ihr kennt euch?«

»Sie ist Polin; eigentlich Erna Polanska aus Warschau. Ob das ihr richtiger Name ist, weiß ich nicht. Vor ein paar Jahren hatte ich einen Job in Russland; dabei tötete ich ihren Freund. Seither verfolgt sie mich mit purem Hass!«

»Warum ist sie eine Gefangene des Five?«, fragt Karen verständnislos.

»Das ist sie nicht. Erna arbeitet seit Jahren für den FSB. Sie wurde vom Five eingeschleust, damit sie mich töten kann!«

Karen starrt mich an. »Warum sollte der Five das tun?«

»Vielleicht hat Erna Informationen, die der Five braucht. Oder sie möchten ihre Beziehungen pflegen.«

»Was können wir nun tun? Ich kann nicht zulassen, dass sie dich tötet!«

»Heute Nacht wird das nicht passieren. Nicht, wenn du

sie nicht in meine Zelle lässt. Wahrscheinlich greift sie mich nach dem Aufschluss an. Anschließend verschwinden sie und der Mann vom Five. So sieht der Plan der beiden wohl aus! Erna war nie hier, ich bin tot und alle sind zufrieden.«

»Was wirst du tun?«, will Karen wissen.

»Sie töten, bevor sie mich tötet. So einfach ist das!«

Ich sehe den Unglauben, aber auch die Angst in Karens Augen und berühre sanft ihre Wange. »Hab keine Angst, ich bin sehr gut in dem, was ich getan habe.«

»Du bist eine sehr sonderbare Frau«, sagt Karen. Diesmal lässt sie die Berührung zu. »Einerseits humorvoll und ... sanft, andererseits sprichst du über das Töten, als würde es nichts bedeuten.«

»Wir beide, du und ich, haben lediglich völlig andere Philosophien. Wärest du von Ryu Takanora unterrichtet worden, meine Worte wären dir nicht fremd!«

Sie greift nach meiner Hand, die noch immer ihr hübsches Gesicht liebkost, und hält sie fest. »Erklär es mir!«

Prüfend mustere ich sie und sehe, dass sie es verstehen will. Dass es ihr wichtig ist!

Sie fühlt Dinge, die sie nicht fühlen will. Die falsch sind, aus ihrer Sicht, gefährlich sogar, denn sie können sie ruinieren. *Scheinbar doch keine Übertragung. Zumindest, wenn mich mein Talent, Menschen zu lesen, nicht vollends verlassen hat!*

Wäre es mir klar gewesen, dass sie tatsächlich Gefühle für mich hegt, hätte ich mir den Kuss auf ihre Nase verkniffen. Auf sie muss er wie eine verdammte Initialzündung gewirkt haben.

Und nun sitzt sie hier, verwundbar, und ich muss sie auch noch berühren, statt die Finger von ihr zu lassen.

Meine Seele ist nach zwei Jahren ohne jede Beziehung

oder auch nur Zärtlichkeit mit einem anderen Menschen so ausgehungert, dass sie sich auch freudig dem Glöckner von Notre Dame öffnen würde. Kein Wunder also, dass hier zwei emotional verwirrte Entitäten aufeinanderprallen.

Karen hält noch immer meine Hand. Ich überlege, ob ich auf Distanz gehen sollte, aber der Schaden ist angerichtet. Würde ich mich distanzieren, wäre es noch schlimmer, denn dann käme es einer Zurückweisung gleich.

»Wann wirst du sterben?«, frage ich sie, ohne auch nur die geringste Drohung, Sarkasmus oder Ironie in meine Stimme zu legen.

»Ich ... weiß nicht«, sagt sie. »Hoffentlich nicht so rasch!«

»Und wann wirst du überfallen?«

»Hu?«

»Wann wirst du vergewaltigt?«

»Ich ... hoffe, niemals!«, sagt sie erstaunt.

»Wenn ich ein Leben genommen habe, und ich habe sehr viele Leben genommen; weitaus mehr, als die Geschworenen wissen, habe ich lediglich den Zeitpunkt eines absolut gewissen Ereignisses um einen unbekanntem Zeitraum verlegt. Vielleicht wäre der Richter, den ich zuletzt tötete, schon am nächsten Tag von einem Wagen überfahren worden. Oder er wäre in sechs Monaten gestorben, qualvoll an Krebs. Das Leben eines Menschen ist endlich, das wissen wir. Wenn ich getötet habe, dann war das Ergebnis kein unabwendbares Schicksal. Es hätte das Opfer ohnehin getroffen!«

»So ... habe ich das nie gesehen«, sagt Karen leise.

»So sehe ich es, seit ich das erste Mal den Finger krümmte. So wurde es mich gelehrt! Diese Philosophie sorgte dafür, dass ich am Ende kein Bedauern verspürte, keine Reue. Nicht wegen der Toten!«

»Seltsam ...« Sie schaut mich an, noch immer ruht meine Hand in ihrer.

»Du weißt, dass du dich auf sehr gefährliches Terrain begibst. Ich bin eine verurteilte Mörderin, du eine Wärterin! Diese Nähe ist wunderbar. Aber sie ist für dich sehr, sehr gefährlich!«

Sie schaut auf die Hand hinab. »Ich weiß!«, wispert sie. »Während der Ausbildung sagen sie uns, dass es zu emotionalen Komplikationen kommen kann. Dass man Dinge empfindet, die man nicht empfinden sollte. Ich dachte nicht, dass es mich berührt. Schließlich hatte ich nie Gefühle für eine Frau. Aber seit einiger Zeit ...«

»Ich kann dir nicht sagen, wie du damit umgehen sollst«, sage ich und drücke ihre Hand. »Ich bin emotional nicht in der Lage, Widerstand zu leisten. Sitzt man fünf Jahre ein, sehnt man sich nach jemandem, der einem Gefühle entgegenbringt. Ich müsste dich bitten, zu gehen, aber das kann ich nicht! Sehr viel lieber würde ich dich hier und jetzt in meine Arme schließen und küssen.«

»Du bist wirklich etwas Besonderes, Ginger! Ich habe noch nie eine Frau wie dich getroffen. Nicht hier drin, nicht außerhalb des Gefängnisses.«

Sie beugt sich ein wenig vor. »Möchtest du mich wirklich küssen?«

»Du spielst mit dem Feuer!«, warne ich sie.

»Ja ...« Wieder kommt sie mir näher, ein kleines Stück.

Sie will es so! Unsere Lippen berühren sich, und anders als bei der Schwarzhaarigen, die sich durch unsere Beziehung vor allem Prestige und Schutz versprach, spüre ich zum ersten Mal seit langer Zeit, wie ein echter, inniger und vor allem *liebevoller* Kuss schmeckt.

Ihre weichen Lippen schmiegen sich auf meinen Mund, nur zu gerne lässt sie meine Zunge ein, heißt sie mit ihrer

eigenen Zunge willkommen, bittet sie zu einem langsamen, leidenschaftlichen Tanz.

Sie schmeckt gut; ein wenig nach Minze, ein wenig nach Honig und Milch; offenbar hatte sie einen Snack, ehe sie mich aufsuchte.

»So also küsst eine Frau«, sagte sie, nachdem wir den Kuss gebrochen haben. »Ich wusste nie, was mir bislang fehlte.«

Sie steht auf und richtet ihren Gürtel. »Ich ... sollte gehen. Meine Kolleginnen werden sich fragen, was in aller Welt so lange dauert.«

»Ja ...«

»Ich ... spreche mit den anderen über das, was ich erfahren habe. Über diese Erna Schablova. Wir können nicht zulassen, dass sie dich angreift! Sollte dies geschehen, werden wir eingreifen!«

»Zum einen wird es so schnell gehen, dass *niemand* eingreifen kann, zum anderen würde sie jeden töten, der es versucht. Ich weiß nicht, ob sie meiner Philosophie folgt oder eine eigene besitzt. Sicher ist, dass sie sich von einer Wache nicht stoppen lassen würde!«

»Aber ich muss etwas tun können!«, sagt Karen verzweifelt.

»Drück mir die Daumen! Mit etwas Glück ist die Sache binnen weniger Minuten erledigt.«

Die junge Wärterin starrt mich an, dann schüttelt sie den Kopf und geht davon. Ich höre den Schlüssel im Schloss, dann bin ich wieder allein.

Seufzend sinke ich auf die Pritsche und spüre den sanften Lippen nach, die sich so wunderbar küssen ließen. Skrupellosere Frauen als ich lägen nun nackt zwischen Karens Schenkeln.

Gut, dass ich nicht so bin!

II

Vom Tod und einer Auferstehung

Eastwood Park, 09. Dezember

Der neunte Dezember ist ein Samstag. Theoretisch müsste ich nicht arbeiten, denn abgesehen von Küche, Lazarett und Reinigungs-Einheiten, die so stark besetzt sind, dass sie in mehreren Schichten schuften, haben alle anderen frei.

Da mir die Arbeit jedoch die Zeit vertreibt und ich nicht gerade an chronischer Überlastung leide, lasse ich mir noch vor dem Frühstück den Schlüssel geben.

Anschließend schlendere ich zum Hygieneraum, um mir die Zähne zu putzen.

Ich weiß, dass Erna irgendwo lauert. Vermutlich soll die ganze Sache möglichst vor Toast, Marmelade und Margarine über die Bühne gehen, damit sie und ihr Kollege vom Five unterwegs sind, bevor jemand aus dem Bett geklingelt werden kann.

Dass sie es jedoch so eilig hat, dass ich nicht einmal die Zähne putzen kann, damit hatte ich nicht gerechnet.

Sie kommt aus einem Gang links von mir, in Händen ein Messer, wie man es in Gefängnissen sonst nicht sieht.

Die Frauen, die Zeuge ihres Auftauchens werden, weichen erschrocken zur Seite; zwei von ihnen, darunter die Rothaarige vom Abend zuvor, rufen nach den Wärterinnen.

Wie vermutet fühlt sich niemand vom Personal für diese Situation zuständig.

Karen hat zum Glück bereits Feierabend; wenn sie einen Funken Verstand besitzt, hockt sie nun zu Hause und tut, was immer sie nach dem Dienst tut.

»Überrascht, mich zu sehen?«, fragt Erna mit typisch pol-

nischem Akzent.

»Du konntest mich nicht überraschen, als wir beide noch auf freier Wildbahn jagten, und du kannst mich hier nicht überraschen!«

»Ich schneide dir die Kehle auf und pisse auf deinen sterbenden Leib!«, verspricht sie.

»Dazu hast du keine Zeit. Solltest du mich heute töten, wird dich dein Partner vom Five eiligst zum nächsten Air Port schaffen. Er wird kaum zulassen, dass du dich auf meiner *Leiche* erleichterst!«

Ihre Augen funkeln, während sie mich anstarrt. Hass, aber auch Verblüffung spiegeln sich darin wider. »Wirklich witzig! In diesen Dingen warst du schon immer gut! Ein Spruch, ein weises Wort, eine Pointe!«

»Und jede spitzer als dein Messer!«

Trotz der angespannten Situation höre ich ein verhaltenes Kichern. Offenbar hat jemand Spaß an dem, was geschieht.

Hätte ich vielleicht auch – wäre ich nicht eine der Beteiligten.

Erna kommt näher; langsam, lauend. Wie ein Raubtier, das sich seiner Beute noch nicht völlig sicher ist.

»Gott, Erna«, sage ich, kaum dass mir ihre Ausdünstungen auffallen, »du hättest wenigstens duschen können! Oder ist dein Schweißgeruch eine geheime Waffe?«

»Ich dusche im Hotel. Dort warten ein weiches Bett und teure Seife auf mich, während du in einem kalten Leichenhaus liegst!«, erwidert sie kalt, während erneut gekichert wird.

Sollte ich sterben, habe ich zumindest die Sympathie meiner *Kolleginnen*.

Meine Schultern sinken herab und signalisieren Resignation. Sie hat ein Messer, ich ein Handtuch; Grund genug,

resigniert zu sein. »Ich gönne dir deine Seife«, lasse ich sie wissen. »Also bringen wir es hinter uns, damit du die Freuden des Hotels genießen kannst!«

Sie nickt – und greift an.

Schneller, sehr viel schneller, als ich es in Erinnerung habe, steht sie plötzlich neben mir. Eine huschende Bewegung, und schon klafft ein Schnitt im Ärmel meiner Gefängnis- und auch in der Haut darunter. Blut fließt, ein scharfer Schmerz breitet sich in meinem Arm aus.

»Guter Angriff«, sage ich ruhig. Erna ist längst wieder auf Distanz gegangen und steht nun geduckt, mit nach vorne gerichteter Klinge vor mir.

Wachen haben sich ebenso versammelt wie Insassinnen. Ich kann den Angestellten ansehen, wie sehr ihnen diese Szene gegen den Strich geht. Ich weiß, dass sie gerne eingreifen würden, es aber nicht dürfen.

Der Five hat temporär die Kontrolle über dieses Gefängnis übernommen und der zuständige Agent will mich tot. Ich hoffe nur, die Wärterinnen machen sich am Ende keine zu großen Vorwürfe!

»Das war nur ein Vorgeschmack!«, sagt sie, ein wölfisches Grinsen auf den Lippen.

»Dachte ich mir schon«, erwidere ich gelassen. Im Geiste schiebe ich den Schmerz beiseite. Ich werde ihn später spüren; dann, wenn ich Zeit dazu habe. Nun aber, da mein Leben bedroht wird, ist Schmerz lästig.

Abermals will sie ihre Schnelligkeit ausnutzen – und schreit auf, als sie das Handtuch erwischt. Wie eine Peitsche zischt es durch die Luft, trifft ihre Wange und zieht eine blutige Spur.

Für einen Moment ist sie verwirrt. Als der Augenblick vorbei ist, stößt sie die Klinge nach vorne – aber ich bin bereits abgetaucht. Mit einem Spagat, um den mich jede Bo-

denturnerin beneiden würde, sinke ich vor ihr in die Tiefe. Eine Hand schnell vor, schlägt auf den Solarplexus und schon lässt Erna ein sehr eigenwilliges Geräusch hören.

Ihr Gesicht ist plötzlich rot wie eine Tomate, sie schnappt mehrfach nach Luft. Dann schwankt sie, kann sich aber halten und führt einen letzten, kaum koordinierten Angriff auf mich aus.

Die Klinge stößt auf mich nieder, ich weiche aus, umfasse ihre Hände und schaffe es, ihr die Klinge tief in den Leib zu stoßen. Unterhalb des Nabels dringt sie in ihren Körper ein.

Plötzlich wird sie kalkweiß, ihre Beine geben nach und sie sackt zu Boden.

Ich halte noch immer ihre Hände und führe die verflixt scharfe Klinge seitlich durch den Bauchraum.

»Atme!«, sage ich auf Russisch. »Atme in den Schmerz hinein. Du verlierst deine Ehre, wenn du nun schreist!«

»Da!«, bringt sie hervor.

Langsam ziehe ich das Messer nach oben. Blut schwappt aus dem klaffenden Schnitt, durchdringt ihre Kleidung und bildet eine große Lache auf dem Boden.

»Atme! Und schau mich an! Schau mich an, Erna!«

Sie dreht langsam den Kopf und blickt mir in die Augen. Sie weiß, dass sie sterben wird. Hier und jetzt endet ihr Leben. So lange lebte sie für diesen einen Moment, diesen Augenblick, wenn sie mir gegenübersteht.

Und nun, da es soweit ist, tritt sie in die Anderswelt ein, nicht ich!

»Du wirst Alexej treffen«, sage ich leise, während ich das Messer Stück für Stück durch ihren Körper ziehe. Noch habe ich nicht Lunge oder Herz erreicht. »Und du wirst deine Eltern treffen. Sie werden wissen, wie du gestorben bist!«

»Da!«, haucht sie. Ihr Blick wird unfokussiert, der Blutverlust setzt ihr zu.

»Schau, all die Frauen. Sie werden sich daran erinnern, wie du gestorben bist! Sie werden sich der Würde erinnern.«

»Da!«

Sie hebt unbeholfen die Hand und legt sie mir auf die Schulter. »Beende es!«

»Grüß die Banshee von mir!« Damit reiße ich das Messer hervor, stoße einen Schrei aus und wirbele um die eigene Achse. Kaum eine Sekunde später durchstößt das Messer ihr linkes Auge, dringt tief ins Hirn ein, und das tötet sie sofort.

Schwer fällt sie nach hinten.

Sie gäbe einen grotesken Anblick ab, doch während sie fällt, lasse ich die Waffe aus ihrem Kopf gleiten.

Dann, als sie liegt, gehe ich neben Erna in die Hocke, falte ihre Hände auf der Brust und klemme das Messer so ein, dass sie es auch im Tode hält. Anschließend stehe ich auf. »Hier starb eine Kriegerin!«, lasse ich die Umstehenden wissen und verneige mich vor der Toten.

Schließlich suche ich mein Handtuch und mache mich auf Weg zu den Duschen. Immerhin bin ich über und über mit Blut besudelt.

Noch herrscht absolute Stille. Dann aber, noch bevor ich den Hygienebereich erreiche, brechen die Insassinnen und auch einige der Wärterinnen in Applaus und Jubel aus. So, als hätte ich einen großen Sieg für sie alle errungen.

Ich habe mein Frühstück gerade beendet, als eine ältere Wärterin mit grauem Haar auf mich zukommt.

Sie schenkt mir einen Blick, in dem ich sowohl Angst als auch Hochachtung und ein wenig Abscheu erkennen kann.

Die Leiche von Erna wurde sang- und klanglos entfernt; als ich die Dusche verließ, war die Putzkolonnie bereits dabei, das Blut wegzuwischen. Dafür klopfen mir etliche Frauen auf die Schulter; auch diesmal waren Wärterinnen dabei.

Ich erwidere den Blick der Wärterin. »Guten Morgen Beth! Alles in Ordnung? Der Kleine wieder gesund?«

Sie lächelt schmal. »Die Erkältung will einfach nicht verschwinden. Der Arzt wollte ihm schon Antibiotika geben, aber meine Tochter ist dagegen. Es ist ein Elend, seinen Enkel so zu sehen!«

»Nimm Spitzwegerich, Huflattich und Salbei aus der Apotheke. Mische je zwei Teelöffel und übergieße sie mit einer großen Tasse kochendem Wasser. Dann lässt du den Tee auf etwa 35 Grad abkühlen und rührst etwas Zitrone und Honig hinein. Das als Fläschchen, und die Erkältung ist in ein paar Tagen erledigt.«

»Bist du sicher?«

»Papa Antonio heißt nicht nur so, weil er eine große *ehrenwerte Familie* leitet, sondern auch, weil er fünf Kinder hat – allesamt Mädchen. Wann immer eines seiner Kinder erkältet ist, kommt dieser Mix zum Einsatz. Und auch wir, die wir ihm nahestanden, wurden auf diese Weise *verarztet!*«

»Dann ist es wohl einen Versuch wert!«

»Sag mir, ob es gewirkt hat«, bitte ich sie und will an ihr vorbeigehen, doch sie legt mir eine Hand auf die Schulter.

»Die Direktorin will dich sehen! Sie ... ist nicht allein. Der Typ ist bei ihr, der Erna in die Anstalt brachte.«

»Riecht nach Ärger, oder?«

Beth nickt. Dann aber senkt sie die Stimme. »Wir alle ha-

ben gesehen, dass diese Erna Schablova mit einem Messer bewaffnet war und dich angegriffen hat. Sollten sie dir Ärger machen, dann werden wir genau das aussagen!«

»Danke!« Ich nicke ihr knapp zu, dann führt sie mich aus dem Speisesaal, einen Gang entlang und schließlich durch den Hof zu einem kleinen, separat stehenden Haus.

Wir treten ein, folgen einem Gang, von dem diverse Türen zu Büros abführen.

Schließlich, am Ende des Flurs, halten wir und sie klopft an eine breite Tür aus Eiche.

Das *come in* lässt fast eine Minute auf sich warten. Schließlich können wir eintreten und stehen in einem großen Raum. Rechts von mir erstrecken sich Schreibtisch, Aktenschrank und Stühle für Besucher, direkt vor mir hingen sehe ich eine Sitzgruppe aus Leder sowie einen niedrigen Glastisch.

Zwischen diesen beiden Bereichen, an der hinteren Wand, befindet sich ein Schränkchen, auf dem wiederum Wasserkocher, Kaffeemaschine, Milch, Tees, Zucker, Tassen und Löffel liegen.

Die Direktorin, Mrs. Wilson, sitzt in einem Sessel und schenkt mir einen nachdenklichen Blick.

Links von ihr auf dem Sofa hockt jener Mann, der Erna Schablova auf mich ansetzte.

Zumindest nehme ich das an, denn er ist der einzige männliche Besucher.

Sein Blick ist überraschend freundlich. Müsste er mich nicht nun, da ich seinen Plan durchkreuzt habe, finster anstarren?

Vor ihm, auf dem Tisch, liegen ein Tablet-PC sowie ein paar Dokumente, deren Inhalt ich jedoch nicht erkennen kann.

Auf dem Boden neben seinem Stuhl wiederum erkenne

ich eine Pilotentasche.

Die Ausbeulung an der Seite lässt auf eine kleine Pistole schließen, sonst macht er keinen sonderlich gefährlichen Eindruck. Da er die Fünfzig hinter sich gelassen hat, wird er den Außendienst verlassen haben. Ich kenne Agenten der CIA und auch des MI6, die deutlich jünger waren. Jene, die im harten Einsatz an der Front agieren, müssen jung, dynamisch und erfolgreich sein. Ab einem gewissen Alter ist man in einem schicken Büro wertvoller.

Sein Verhalten jedenfalls irritiert mich zunehmend. Immerhin brachte er Schablova hierher, damit sie mir den Garaus macht.

Dieser Plan ging gehörig schief.

Warum also das fast schon erfreute Lächeln?

Ein Agent des Five lächelt eine Frau wie mich nur an, wenn er etwas von ihr möchte! Ging es um Papa Antonio, hätte er mir nicht Schablova auf den Hals gehetzt, sondern mich mit Schokolade, Leckereien und anderen Dingen gelockt, die er gerade noch gewähren kann.

Nein, es geht ihm um etwas anderes ...

Ich neige den Kopf zur Seite, konzentriere mich auf das Problem – und weiß plötzlich, was er von mir will. *Es kann nicht anders sein, nur so ergibt es einen Sinn!*

»Darf ich mir einen Tee aufgießen? Oder haben Sie Angst, ich könnte jemanden mit dem heißen Wasser angreifen?«, frage ich die Direktorin.

»Sie brauchen kein heißes Wasser, wenn sie jemanden angreifen wollen! Ein Handtuch genügt vollauf. Also ja – brühen Sie sich einen Tee auf!«

»Danke!« Ich lege einen Beutel Frühstückstee in die Tasse, gebe etwas Milch und Zucker hinzu und gieße heißes Wasser darüber.

Dann nehme ich auf einem noch freien Zweisitzer Platz.

»Nemerow trinkt weder Wodka, noch raucht er. Er hat aber eine Schwäche für blonde, westliche Frauen und schottischen Malt. Sollten Sie sich bei ihm für den Tod seiner Mitarbeiterin entschuldigen wollen ...«

Der Mitarbeiter des Five lächelt hintergründig, während mich die Direktorin anschaut. »Wer ist Nemerow?«

»Er ist Chef des FSB. Erna war eine seiner Mitarbeiterinnen. Ich nehme nicht an, dass Nemerow sie entsorgen wollte; dazu war sie zu loyal!«

»Woher kennen Sie ihn?«, fragt der Mann vom Five, wahrscheinlich ein Abteilungsleiter.

»Die Familie macht Geschäfte mit ihm. Wie ich schon sagte – er mag westliche Frauen und schottischen Malt. Er bekam beste Waren, im Gegenzug erhielten wir ein wenig Freiraum in St. Petersburg. Dort schröpft die Familie nun die Oligarchen!«

Der Besucher lacht leise, die Direktorin hingegen verzieht den Mund. Ihr ist das alles zuwider.

»Miss Red, der Kampf heute war eine beeindruckende Vorstellung! Ich dachte nicht, dass jemand Erna töten könne. Aber Ihnen gelang es mühelos. Zu meiner Freude, wie ich sagen muss!«

Schweigend rühre ich meinen Tee um, während er das Tablet aktiviert, ein Bild aufruft und mir das Gerät zuschiebt.

Zu sehen sind vier Mitglieder eines Sonder-Einsatzkommandos sowie vier Männer in Anzügen. Sie alle liegen in ihrem Blut, zerfetzt von Kugeln.

Sekundenlang betrachte ich das Bild und nehme die Details in mir auf. Die Wunden deuten auf ein ziemlich großes Kaliber hin. Treffer überwiegend in Hals und Nacken, kein einziger von hinten, keiner in den Körperschutz.

»Julio Mendez?«

»Ich bin beeindruckt!«, lässt mich der Mann vom Five wissen. »Das Ergebnis unseres letzten Zugriffs!«

Ich schaue noch immer auf das Bild. Irgendwann während des Kampfes musste Julio vor dem einen sichtbaren Fenster gestanden haben. »Was ist bitterer? Die Toten oder der Verrat?«

»Verrat?«, fragt die Direktorin und beugt sich hinab zum Tablet. »Ich kenne das Bild, aber einen Verrat ...«

»Wenn ein Einsatzkommando zuschlägt, decken sie stets die Fenster mit Scharfschützen ab. Julio stand einige Sekunden vor diesem einen Fenster, das lassen die Eintrittswinkel der Kugel und die Lage dieser beiden Leichen erkennen. Dennoch blieb die Scheibe unversehrt. Demnach schoss der Scharfschütze nicht.«

»Wir haben den Mitarbeiter gegrillt!«, erklärt der Five-Mann gepresst. Dann blickt er mich sekundenlang an. »Sie sind wirklich so gut, wie man sagt. Keine einfache Auftragsmörderin der Mafia, sondern sehr viel mehr. Ihre Ausbildung war umfassend, nicht wahr?«

»Vermutlich nicht schlechter als Ihre! Der Vorteil, wenn man mit Papas Neffen liiert ist. Ich sollte später einmal in die Führungsspitze wechseln; darum legte Papa sehr viel Wert auf meine Schulungen. Sie wissen ja, dass wir die einzige kontinuierliche Macht in den meisten westlichen Ländern sind. Regierungen, Systeme und Präsidenten kommen und gehen, wir aber bleiben!«

Er nickt. Es würde mich sehr wundern, hätte nicht auch er auf die Verbindungen zu den verschiedenen Familien zurückgegriffen. Geheimdienste und die Ehrenwerte Gesellschaft – das ist eine Geschichte voll inniger Zuneigung und gegenseitiger Hilfe.

»Wie gut kennen Sie Mendez?«, wechselt er das Thema.

»Ich habe sein Horn nicht nur gesehen, sondern auch ge-

nossen! Aber das geschah rein aus Neugier; gäbe mir jemand ein Bild von ihm, würde ich seinen Tod am Ende bedauern, so wie ich jeden Tod eines Kriegers oder einer Kriegerin bedauere. Mehr aber nicht!«

»Welches Horn?«, fragt die Direktorin. Sie merkt, dass dieses Gespräch an ihr vorübergeht. Wobei ich vermute, dass sie ohnehin lediglich eine Statistin ist; unentbehrlich, da sie diese Anstalt leitet, aber überflüssig wie ein Papagei auf der Schulter des Piratenkapitäns.

»Julio hat über dem Glied einen recht harten Auswuchs, der leicht gebogen vom Körper absteht und an der Spitze mit Nerven durchzogen ist. Beim Sex stößt dieses Horn an die Clit der Frau, und auch ihm gefallen die zusätzlichen Reizungen.«

Die Direktorin schüttelt nahezu anklagend den Kopf, während der Five-Mann schmunzelt. »Also wirklich!«, murmelt sie dabei.

Gedankenverloren nehme ich einen Schluck Tee und denke an Julio und sein Horn. Ich traf ihn zufällig in einem schicken Hotel in Paris; wir beiden hatten dort zu tun und wir beide hatten voneinander gehört. Ich kannte zu diesem Zeitpunkt sein neues Aussehen, und als ich ihn dort an der Bar sitzen sah, konnte ich nicht widerstehen.

Es war eine aufregende Nacht. Anders, als ich es gehört hatte, war sein Horn weder *abstoßend* noch *müffelte es*.

Es war gepflegt wie alles dort unten, etwas weicher als sein erigiertes Glied und seine Spitze glänzte hellrot.

Ihm gefiel, dass ich meine Zunge nicht nur über seinen Penis gleiten ließ, sondern auch über das Horn. Im Gegenzug tat er mir den Gefallen, seine Zunge nicht auf meine Muschel zu beschränken, sondern in die hinteren Regionen wandern zu lassen; etwas, das ich sehr zu schätzen weiß.

Am Morgen nach dieser kleinen Session trennten wir uns

früh; ich musste zurück nach Italien, er hingegen flog nach Chile.

Wir sahen einander niemals wieder; auch hielten wir nicht anderweitig Kontakt. Was immer auch mit ihm passiert, es wird mich emotional nicht berühren.

Wieder schweigen wir. Ich leere meine Tasse, mein Gegenüber schaut mich an, als wolle er meine Gedanken erraten, und Mrs. Wilson spürt, dass sich das Gespräch nun dem Höhepunkt nähert. Sie *hasst*, was folgen wird.

Ich hingegen spüre eine nervöse Vorfreude. Ein Lächeln stiehlt sich auf mein Gesicht, das von dem Agenten registriert wird.

Auch er lächelt. »Sie zu überraschen ist schwer, nicht wahr?«

»Nicht wirklich. Würden Sie mir nun Ihre unsterbliche Liebe schwören, wäre ich überrascht. Aber ich vermute, dies wird nicht zutreffen!«

»Nein! Ich werde Ihnen einen Vertrag anbieten! Einen Vertrag, der Sie auf unbefristete Zeit an uns bindet. Sie werden tun, was wir sagen und wann wir es sagen! Und dies unter einer neuen Identität!«

»Eine neue Identität?«, frage ich erstaunt.

»Ginger Red wird in diesem Gefängnis ihr Leben lassen. Jane Smith hingegen wird künftig für Ihre Majestät tun, was getan werden muss! Nicht allein für den Five, denn auch der Six hat Interesse an Ihnen! Wir ... verfügen über eine kleine, übergreifende Einheit, der Sie angehören werden. Gemeinsam mit anderen, illustren Personen.«

Mrs. Wilson hatte bei dem genannten Namen das Gesicht verzogen, und auch ich fragte mich, ob dies ein Scherz sein sollte.

»Mister ...« Ich schaute ihn an.

»Blake. Matthew Blake!«

»Mister Blake, ich gehe davon aus, dass Sie meine wahre Identität kennen!«

Er blickt mich unverwandt an. »Wir wissen von Ihrer Abstammung!«, sagt er schließlich.

»Wenn Ginger Red verschwindet, hat dies keinen Einfluss auf Deirdre McAllister. Ich benötige daher keine neue Identität. Es genügt völlig, wenn ich Ginger Red aufgebe. Gingers Tod, eine kurze Meldung in der Times oder dem Evening Standard und schon ist die Meute zufrieden!«

»Wenn Sie in Ihr Leben als künftige Countess zurückkehren, werden Sie Verpflichtungen eingehen! Sie werden ...«

Ich hebe die Hand. »Ich habe meine Familie, den Titel und die damit einhergehende Würde geschützt. Ich würde nichts tun, was diesen Namen beschmutzt. Aber ich werde ihn auch nicht jenseits von Ginger Red verleugnen!«

Blake mustert mich erneut sehr intensiv. So, als wolle er erraten, wie weit ich gehen würde. »Dies ist keine Verhandlung, Miss Red. Ich biete Ihnen eine einmalige Chance! Wenn ich diesen Raum verlasse, werde ich niemals wiederkommen. Noch andere stehen auf der Liste! Sie sind nicht einzigartig!«

»Wie viele Männer und Frauen auf dieser Liste haben im Laufe von wenigen Jahren 397 Menschen auf 123 verschiedene Methoden getötet, einige schwer bewacht, vor den Augen der Öffentlichkeit? Und wie viele haben mit einem Scharfschützengewehr auf etwas mehr als zwei Kilometer ihr Ziel so exakt getroffen, als hätten sie ihnen die Pistole auf die Stirn gepresst?«

Mrs. Wilson saugt scharf die Luft ein. Es ist das erste Mal, dass diese Zahlen genannt werden.

Und doch treffen sie zu.

Ein wenig beuge ich mich nach vorne. »Ich werde mich in Ihre Hände begeben und Ihnen die gleiche Loyalität

schenken, die ich der Familie entgegenbrachte. All mein Können, all mein Wissen und all meine Talente werden Ihnen zur Verfügung stehen. Sie werden nicht aus diesem Raum gehen, ohne mir in diesem einen Punkt zugestimmt zu haben!« Ich grins an ihn an. »Zumal ich bereit bin, mich dies etwas kosten zu lassen!«

»Sie ... wollen mich nicht bestechen, oder?«, fragt Blake erstaunt.

»Nein! Nein, es geht um verwaltungstechnische Dinge. Wenn Sie mir die Freiheit schenken, werde ich in den Räumen der Familie leben und auf mein Vermögen zugreifen. Sie können sich in diesem Fall mit einem symbolischen Gehalt begnügen!«

»Der Gedanke ist reizvoll, wird sich jedoch nicht umsetzen lassen. Nicht, was Gehalt, Absicherung und Altersvorsorge betrifft. Die Gesetze lassen keine Ausnahmen zu! Die Wohnung jedoch und auch der Dienstwagen ...?«

Ich nicke.

»Gut, Lady McAllister. Ich denke, wir können mit Ihren Vorschlägen leben. Ihnen ist jedoch klar, dass Sie keine vollwertige Agentin sein werden? Sie sind eine Vollstreckerin!«

»Das ist völlig in Ordnung!«, erwidere ich. »Auch wenn die Ironie laut schreiend durch die Gänge dieses Gefängnisses läuft. Wegen elf Tötungen wurde ich hierher gebracht, aber unzählige weitere Tötungen, die ich im Auftrag des Staates verüben werde, sorgen für meine Freiheit!«

»Wir sind uns dieser Ironie durchaus bewusst. Im Grunde ist es ganz einfach – Ihre Talente sind in Zeiten wie diesen zu wertvoll, als dass man sie verschwenden könnte. Niemandem ist geholfen, wenn Sie in einer luxuriös eingerichteten Zelle leben, die Bibliothek der Anstalt auf Vordermann bringen und sich von der Welt abwenden!«

»Nein, damit ist sicherlich niemandem geholfen«, stimme ich ihm zu. »Wie läuft mein Auszug ab?«

»Sie kehren in Ihre Zelle zurück und packen, was Sie nicht entbehren können. Die Tasche schieben Sie unter die Pritsche; sie wird Ihnen später ausgehändigt. In etwa dreißig Minuten werden Sie erneut hierher geführt. Mrs. Wilson wird Ihre Kleider und Habseligkeiten aus der Aufbewahrung kommen lassen!«

Er schaut zu der Direktorin und sieht sie nicken. Darum fährt er fort: »Sie ziehen sich um und verlassen mit mir gemeinsam das Gebäude durch den Ausgang für das Personal. Ich setze Sie anschließend an einem Ort Ihrer Wahl ab. Sie waren nun fünf Jahre im Gefängnis. Also gönnen wir Ihnen ein paar Tage, um sich zu akklimatisieren!«

»Wie werden Sie mich überwachen?«

»Ein Chip, den wir Ihnen unter die Haut pflanzen, ehe Sie gehen können! Zudem werden wir Ihre Kommunikation überwachen!«

»Sie wissen, dass ich mit meinem alten Arbeitgeber sprechen muss. Werde ich zufällig erkannt, könnte der Gedanke aufkommen, ich habe mir meine Freiheit mit dem Ausplaudern von Informationen erkaufte!«

»Wir haben bereits entsprechende Pläne verlautbaren lassen. Dennoch gestehen wir Ihnen einen sporadischen Kontakt zu. Es ist nicht üblich, jedoch könnten in Ihrem Fall, da Sie an Ihrer eigentlichen Identität festhalten, alte Beziehungen wertvoll sein!«

Ich nicke nur. Mir war durchaus klar, dass Blake diesen Punkt bedenken würde.

»Wenn dann alles besprochen wäre ...«, sagt Mrs. Wilson. Sie klingt, als würde sie am liebsten auf uns beide einschlagen. Sie, die sich dem Strafvollzug verschrieben hat und möchte, dass verurteilte Verbrecherinnen ihre Strafe

absitzen, sieht die vielleicht schlimmste Verbrecherin ihrer gesamten Laufbahn nach nur fünf Jahren zur Tür hinaus marschieren. Das *kann* ihr nicht gefallen!

»Eines noch!«, sage ich leise.

»Hm?«

»Ich weiß, wer mich ans Messer geliefert hat!«

»Und?«, fragt Blake.

»Angenommen, der Verräter sei ein Krimineller, der sich dadurch einen Vorteil verschaffen wollte, und angenommen, besagter Kollege habe etliche Straftaten auf dem Gewissen, die ihm niemand nachweisen kann ... Wie würden Sie reagieren, sollte ihm ... etwas zustoßen?«

Blake blickt mir in die Augen. »Sollte dieser Gentleman bei einem Unfall oder Selbstmord den Tod finden, würde ich keine weiteren Untersuchungen anstellen!«, sagt er schließlich. »So etwas geschieht!«

»Leider ...!«

»Ich wusste, dass Miss ... Red ... jenseits von Moral, Anstand und Gesetz agiert! Aber ein Agent des MI5?«, ruft Mrs. Wilson. »Wie können Sie ...«

Ihre Augen funkeln. Dann wendet sie sich zu Beth um, die während unseres Gespräches reglos an der Tür stand. »Was sagen Sie dazu?«

Die Wärterin schaut zu mir, dann zu Blake. »Ich glaube, ich sage dazu nichts, denn ich habe nicht das Geringste gehört. Ich stand hier und war in Gedanken bei meinem kranken Enkel. Worum ging es?«

Mrs. Wilson sieht aus, als wolle sie ihre Untergebene zurechtweisen. Dann aber nickt sie. »Nun, dann bin ich nicht die Einzige, die von alledem rein gar nichts weiß!«

»Wie angenehm, zwei solche klugen Frauen zu treffen!«, sagt Blake. Dann reicht er beiden seine Visitenkarte. »Sollten Sie Hilfe benötigen, wenden Sie sich an mich. Einmalig

... Als dank für Ihre Kooperation und das ... Weghören!«

»Kannst du mir einen Gefallen tun?«, frage ich Beth, als sie mich zurück zu meiner Zelle begleitet.

Unterwegs treffen wir Frauen, die mich mitleidig anschauen. Um ihnen eine kleine Show zu bieten, schaue ich betroffen.

»Welchen?«

»Ich brauche die Adresse und die Rufnummer von Karen Ellis!«

»Warum in aller Welt denn das?«, fragt sie. »Einer Insassin die Adresse einer Wärterin zu geben, ist verboten. Sie werden mich feuern!«

»Du gibst die Adresse aber nicht einer Insassin, sondern einer Mitarbeiterin des Secret Service«, erwidere ich sehr, sehr leise.

»Was in aller Welt willst du von ihr? Sag nicht, sie hätte dir etwas getan oder dich ungerecht behandelt, denn das glaube ich dir nicht! Ich habe nie eine sanftere, freundlichere und offenere Frau als sie erlebt!«

»Ich möchte die Adresse, weil wir ... uns näher gekommen sind, als es sein dürfte. Ich warnte sie, aber am Ende ... Wie dem auch sei, ich möchte sie kontaktieren und ihr sagen, dass es mir gut geht. Sie wird verzweifeln, wenn sie Andeutungen und Gerüchte hört oder erfährt, dass Ginger Red gestorben ist!«

»Wie meinst du das, ihr kamt euch näher? Doch nicht etwa ...« Ihre Augen weiten sich. »Ich wusste nicht, dass sie ...«

»Sie auch nicht! Wahrscheinlich hat das ohnehin nichts zu bedeuten und sie wird froh sein, mich nicht mehr jeden

Tag sehen zu müssen. Ich ... möchte mich lediglich von ihr verabschieden.« Ich schaue sie flehentlich an. »Bitte, Beth!«

»Ich sehe, was sich machen lässt«, sagt sie leise. Dann erreichen wir den Innenhof und sie bedeutet mir, meine Sachen zu packen.

Nicht mehr lange, und ich werde frei sein.

Frei!

Was wohl meine Mutter dazu sagen wird?

III

Von der Freiheit

Hampton Hill House, 10. Dezember

Der Tod ist nicht das Ende,
Das Sterben ein Beginn,
Manches bringt die Wende,
Wenn Hoffnung schon dahin!
Nicht Trauer oder Schmerz,
Nicht Tränen oder Hass,
Nicht schwer sein soll dein Herz,
Mit Qualen ohne Unterlass!
Wenn Rosen vor dem Tor,
Und Süßes in der Post,
Dann sieh, wer fährt da vor?
Bei Regen, Eis und Frost?

Mein Auszug aus Eastwood Park kam für mich einem kleinen Happening gleich. Diesen Moment, als ich nach fünf Jahren in einen Wagen stieg und in die Freiheit rollte, werde ich zeit meines Lebens nicht vergessen.

Auf meinen Wunsch hin setzte mich Blake in einer klei-

nen Stadt nur vierzig Kilometer von dem Gefängnis entfernt ab. Ausgestattet mit meinen noch gültigen Kreditkarten – die abgelaufenen hatte ich noch im Gefängnis entsorgt – wollte ich es langsam angehen lassen. Eine Großstadt, das spürte ich, hätte mich überfordert.

Blake war es egal gewesen. Kaum im Wagen angekommen, hatte er mir einen Ausweis ausgehändigt, bereits mit einem der Bilder der Gefängnisakte versehen, und mir dann mit einem speziellen Gerät den Chip unter die Haut am rechten Oberarm gejagt. Damit konnte ich über Funk oder Satellit geortet werden. Entfernte ich ihn, schlug er Alarm und ein Team rückte aus, um mich zu liquidieren.

Ich hatte nicht vor, ihn zu entfernen. Meine Loyalität gehörte nun Blake. Und Ehre, das hatte ich gelernt, ist das Einzige, das einem niemand nehmen kann – man kann sie nur selbst leichtfertig verspielen.

Sie können dir alles nehmen. Deinen Besitz, deine Gesundheit, dein Leben, die Familie und die Freunde. Aber die Ehre, die kann dir nicht genommen werden. Die kannst du nur selbst aufgeben. Und das solltest du mit allen Mitteln vermeiden!

So kam es, dass ich diesen Samstag nicht in der Bibliothek des Gefängnisses verbrachte, sondern in den Pubs, Cafés und Shops von Three Oaks.

Dort erstand ich ein modernes Smartphone und auch ein neues Notebook, diverse Kleider, Schuhe, Hygieneartikel meiner bevorzugten Marke, eine schicke Reisetasche und – zum Abschluss – einen Wagen.

Ursprünglich hatte ich mir lediglich ein kleines, schickes Auto zulegen wollen, um ohne weitere Umstände aus Three Oaks verschwinden zu können.

Stattdessen erspähte ich bei einem Händler einen Aston Martin DB5, Baujahr 1964 – stilecht in silberner Farbe gehalten.

Das Verdeck lässt sich elektronisch öffnen und schließen, der Fünfgang-Motor schnurrt wie eine Katze, wenn man sie unter dem Kinn kraut, und jedes Teil, jede Schraube an diesem Wagen ist ein Original.

Der Vorbesitzer, ein Landadliger der Region, erwarb ihn im Baujahr, nutzte ihn aber nicht, sondern ließ ihn als Teil seiner Sammlung in der Garage stehen.

Insgesamt fuhr er lediglich 6.967 Kilometer mit dem Wagen.

Sein Sohn, Erbe des Vermögens, stieß die Wagen ab, da er sich für Bücher begeistert, nicht für Fahrzeuge! Die meisten Autos gingen per Annonce in Fachblättern weg, den Aston Martin jedoch ließ er seinen Freund aus Kindertagen, den KFZ-Händler, zu einem sehr günstigen Preis erwerben.

Und dieser verkaufte ihn mir zu einem Preis, der mir einerseits den Schweiß auf die Stirn trieb, andererseits laut Internet jedoch die Untergrenze dessen darstellte, was man für ein solches Schmuckstück verlangen kann.

Natürlich schrie meine Kreditkarte gequält auf, als sie durch das Lesegerät gezogen wurde. Dennoch war der Kauf gerechtfertigt, denn ein silberner Aston Martin DB5 mit weniger als 7.000 Kilometer ist eine Rarität!

Die Nacht verbrachte ich im The Oaks Inn, einem Hotel der gehobenen Mittelklasse. Und dort, in der Stille meines Zimmers, verfasste ich jenes Gedicht, mit dem dieses Kapitel beginnt.

Empfängerin war natürlich Karen Ellis, und dies war auch dringend nötig gewesen, wie ich erfahren hatte.

Beth hätte mir die Adresse wohl nicht gegeben, doch nach meinem offiziellen Verschwinden, Blake und ich gingen bereits zum Wagen, hatte Karen bei Mrs. Wilson angerufen und sich nach mir erkundigt. Als sie hörte, dass ich

nach einem *tödlichen Zwischenfall nicht länger Insassin sei*, hatte sie sich krankgemeldet und das Gespräch schluchzend beendet.

Beth, Zeugin dieses Ereignisses, hatte sofort die Adresse herausgesucht und sie mir nach einem kurzen Spurt zum Parkplatz in die Hand gedrückt.

Im Hotel hatte ich Zeit gefunden, das Gedicht zu senden.

Die Reaktion war entsprechend. Erst hatte mir Karen ein Fragezeichen gesandt, dann jedoch hatte sie einfach die Nummer des Smartphones gewählt, von dem aus der Text versandt worden war.

»Ginger?«, hatte sie nervös gefragt, kaum dass ich den Anruf entgegengenommen hatte.

»Es gibt keine Ginger mehr! Aber vielleicht möchtest du dich mit Deirdre McAllister zu einem ausgiebigen Dinner im Three Oaks Inn treffen?«

Ohne zu zögern stimmte sie zu.

Später an diesem Abend erfuhr ich, dass sie Rücksprache mit Mrs. Wilson gehalten hatte – sollte ich die Gunst der Stunde genutzt haben, um zu fliehen, dann wissen sie, wo ich mich befände.

Ihre Chefin reagierte erstaunlich gelassen, wie mir Karen berichtete. Ginger Red sei tot, daran würde kein Zweifel bestehen. Jedoch habe sie erfahren, dass Ginger einer gewissen Deirdre McAllister sehr ähnlich sähe, der künftigen Countess of Hampton Hill. Sollte sie diese – aus welchen Gründen auch immer – treffen wollen, so stünde dem vonseiten des Gefängnisses nichts im Wege. Würde sie jedoch noch einmal Gefühle für eine Insassin entwickeln, müsse man sich von ihr trennen. Sie solle dies als Warnung verstehen; inoffiziell, ohne Eintrag in ihre bisher makellose Dienstakte, in der sich nur Lob fände.

So kam es, dass Karen in ihren Wagen stieg und nach

Three Oaks fuhr, um mir während eines Dinners Gesellschaft zu leisten.

Im Hotel angekommen erfuhr sie, wie der Kampf gegen Erna Schablova lief und aus welchem Grund sie in das Gefängnis geschmuggelt worden war.

Anschließend berichtete ich ihr von meinem Gespräch mit Blake, der Übereinkunft und ließ sie auch den kaum sichtbaren Chip ertasten, über den man mich an jedem Ort der Welt orten kann.

Nach dem Dinner nahmen wir einen kleinen Drink in meinem Zimmer, und hier geschah, was sich Karen schon am Abend zuvor erträumt hatte, als sie meine Zelle verließ – ich zeigte ihr, wie süß und leidenschaftlich Sex zwischen Frauen sein kann.

Ich selbst, ausgehungert, musste mich anfangs sehr zusammenreißen, um sie nicht zu überfordern. Erst nach einem ersten, gewaltigen Höhepunkt, der jedoch eher einer assistierten Masturbation zuzuschreiben ist denn echtem Sex, konnte ich die Sache ein wenig gelassener angehen und mich um die zitternde und keuchende Karen kümmern.

Schon als ich meine Finger über ihre Schnecke gleiten ließ, schrie sie laut auf. Als meine Zunge jedoch wenig später über ihre Feuchte glitt, ich mich von ihrem Aroma umfassen ließ und tat, was ich schon oft getan hatte, schien sie für Minuten jenseits allen Denkens. Ihre Schenkel umschlangen meinen Nacken und pressten meinen Kopf gegen ihren Unterleib, ihre Hände zerwühlten mein Haar und seltsame Laute drangen über ihre Lippen.

Es war bereits tiefe Nacht, als wir zur Ruhe kamen. Karen schlief sofort ein, ein sanftes Lächeln auf ihren sinnlichen Lippen.

Ich hingegen nahm eine Dusche und saß anschließend

bei einem Drink am Fenster, ließ meinen Blick in die Ferne gleiten und genoss das Gefühl der Freiheit.

Fünf Jahre hatte man mich eingesperrt und mir jede Möglichkeit geraubt, das Leben zu genießen.

Und ich hatte das Leben vor meiner Verhaftung genossen!

Nun lag diese Zeit hinter mir und ich war bestrebt, jemanden für die verlorene Zeit haftbar zu machen.

Eddie the Mouth.

Er hatte mich verraten und ihm würde nun meine Aufmerksamkeit gelten. *Ein Unfall oder ein Selbstmord.* Das würde sich einrichten lassen!

Ich hatte bereits eine gute Vorstellung, wie die Sache laufen würde. Sehr zu meiner Freude und weniger zu seiner.

Zweifel daran, dass er gesungen hatte, gab es keine. Die Familie selbst hatte in dieser Angelegenheit recherchiert und festgestellt, dass man ihm offenbar wegen eines Autodiebstahls an die Gurgel hatte gehen wollen. Als Gegenleistung für seine Kooperation war die Strafe zur Bewährung ausgesetzt worden.

Nun würde Eddie the Mouth, der fünf Jahre lange in der Furcht vor einem Racheakt lebte, von eben dieser Furcht erlöst.

Und auch vor jeder anderen Angst, jedem Schmerz, jeder Liebe und jeder Freude.

Was in der Anderswelt mit ihm geschah, vermochte ich nicht zu sagen. Mit etwas Pech würde sich die Banshee nicht gerade erfreut zeigen, dass er mich aus dem Spiel genommen hatte. Immerhin war ich fünf Jahre lang ihre Vollstreckerin.

Denn was immer auch dazu führte, dass ich auf diesen oder jenen angesetzt wurde – ohne die Zustimmung der Göttin wäre keiner von ihnen gestorben.

Nichts lebt oder stirbt, ohne dass es die Götter und Göt-

tinnen wollen. Wir alle sind ihre Kinder und sie bestimmen unsere Pfade. Am Ende war ich lediglich die Vollstreckerin einer höheren Macht!

Noch etwas wurde mir klar, während ich in die Ferne blickte.

Die Banshee war es leid, dass ihre Vollstreckerin im Gefängnis saß. Sie wollte, dass ich hinaus in die Welt gehe und meine Arbeit aufnehme.

Also schickte sie Blake, und er sorgte dafür, dass ich künftig wieder ihren Willen erfüllen werde.

Und Eddie the Mouth ist die zweite Seele, die sie nach meiner Verhaftung von mir erhält. Als kleines Präsent zur Rückkehr sozusagen!

Ich blieb noch eine Weile sitzen, ehe ich mich in das angenehm weiche Bett legte. Karen schmiegte sich an mich, kaum dass sie sich im Schlaf meiner Nähe bewusst wurde.

Es war der beste Schlaf seit langer Zeit!

Hampton Hill House glitzert in der Sonne, als ich der schmalen Straße folgend einen kleinen, im Besitz der Familie befindlichen Wald hinter mir lasse und durch ein Tal mit weiten Wiesen und Feldern fahre.

Der Grund und Boden der McAllisters erstreckt sich in jede Richtung, soweit das Auge reicht. Die meisten Ländereien sind verpachtet; nur etwas Weideland sowie ein kleiner Park direkt neben Hampton Hill House werden von uns genutzt.

Das Land bringt gutes Geld ein; zumindest in ertragreichen Jahren. In schlechten Zeiten kam es vor, dass meine Eltern den Bauern die Pacht erließen. Es war noch nie klug, die Menschen hungern zu lassen, die von einem abhängig

sind. So zumindest sahen es meine Vorfahren und so sehen es auch meine Eltern.

Je näher ich komme, umso größer wird die Vorfreude auf das Wiedersehen mit Mutter und Vater, dem Personal und meinem Zimmer.

Unbewusst fahre ich ein wenig schneller, passiere schließlich das stets offenstehende Tor, das aus der Straße einen Privatweg macht, und parke im Rondell, direkt vor der großen Tür, zu der acht breite Stufen hinaufführen.

Noch bevor ich den Schlüssel ins Schloss stecken kann, um die Tür zu öffnen, wird diese aufgezogen und ein junger Mann tritt mir entgegen, die Augen in milder Verachtung auf den Wagen gerichtet. »Dieses Rondell ist kein Parkplatz!«, lässt er mich wissen. »Haben Sie einen Termin?«

»Nein!« Damit schiebe ich mich an ihm vorbei.

»Sie können doch nicht ...«, ruft er, doch in diesem Moment erscheint Hobbson, seit meiner Geburt unser Butler.

Er schaut mich erstaunt an, dann überzieht Freude sein Gesicht. »Es ist gut, Arthur!«, ruft er dem jungen Mann zu. »Diese Frau ist Lady Deirdre McAllister, die Tochter des Hauses!«

Er kommt näher und umarmt mich. »Es ist eine Freude, Sie zu sehen! Ihre Eltern befinden sich im Speisesaal und nehmen den sonntäglichen Brunch ein!«

»Verstehe!«, erwidere ich und gehe durch die Halle, hin zu der großen Tür, hinter der sich der Speisesaal befindet.

Ich öffne und trete ein, als habe ich lediglich verschlafen. »Entschuldigt die Verspätung!«, sage ich beiläufig und gehe zu meinem Platz. »Ah, gebackene Champignons, wie köstlich!«

»Deirdre!«, stößt meine Mutter aus. Sie springt derart rasch auf, dass der Stuhl umzukippen droht, umrundet

den Tisch und schließt mich in ihre Arme. »Wie in aller Welt bist du entkommen?«

Auch mein Vater erhebt sich. »Sollen wir jemanden an den Scheiben postieren, falls man hier nach dir fahndet?«, fragt er ernst.

Ich begrüße auch ihn. »Das wird nicht nötig sein«, lasse ich ihn anschließend wissen. »Der Secret Service erkannte mein Talent. Ich werde künftig in seinen Diensten tun, was ich zuvor für meinen italienischen Arbeitgeber tat.«

»Welch eine Freude!«, ruft meine Mutter aus. »Du wirst also künftig deine Räume bewohnen?«

Wir nehmen Platz. »In meiner freien Zeit ... Während der Dienstzeiten würde ich gerne unser Haus in Kensington bewohnen.«

»Oh, aber gewiss doch! Nimm dir ein oder zwei Mädchen mit, die für dich sorgen!«, sagt Mutter und ich habe das Gefühl, sie würde mir in diesem Moment *jeden* Wunsch erfüllen.

Ich bedanke mich und nehme mir vor, Lena und Iris hierfür abzustellen. Mit ihnen verstand ich mich stets gut, da sie nur wenig jünger sind als ich und in den Haushalt hineinwachsen. Einst spielten wir sogar gemeinsam in meinen Räumen.

Damals, als Waffen noch von Playmobil-Männchen gehalten wurden; oder von der Jagdgesellschaft, die meine Eltern zusammenstellte.

Noch während des Brunchs begann, was ich schon nach meiner Verhaftung erwartet hatte, damals aber aufgrund mangelnder Gelegenheit hatte entfallen müssen – ein Verhör im Familienkreis.

Bisher hatte meine Mutter hingegenommen, dass ich *aus dem Ruder gelaufen* war. Nun aber, in der Abgeschiedenheit unseres Speisesaals, wollten sie Details erfahren.

Warum hatte mein Leben eine solche Wende genommen?

Wie viele Menschen waren durch meine Hand gestorben?

Hätten es meine Eltern verhindern können?

Zumindest in letztem Punkt konnte ich sie beruhigen – diesen Weg einzuschlagen hatte absolut nichts mit ihnen zu tun gehabt.

Es war die Schuld von Francesco gewesen, der Sohn von *Papas* rechter Hand. In ihn hatte ich mich verliebt, und als er mir von den *Machenschaften seines Vaters* berichtete, war ein Funke in mir entstanden, der sich zu einem lodernnden Feuer entwickelte.

Francesco, der sich von seinem Vater distanziert hatte, beendete seine Beziehung zu mir in jener Nacht, als ich mich anwerben ließ.

Aber das war mir egal.

Alles war mir egal.

Wider jede Vernunft hatte ich mich in die Vorstellung eines Lebens verliebt, wie es nur die Ehrenwerte Familie bot.

Und ich setzte alles daran, diese Vorstellung Realität werden zu lassen.

Ich musste mit Männern und Frauen schlafen, damit sie erpresst werden können?

Okay, ich liebe Sex!

Ich musste jemandem Schmerzen zufügen, damit er *auf Linie* bleibt?

Warum war er abgewichen, wenn er doch die Konsequenzen kannte?

Ich sollte töten?

Jeder stirbt, nicht wahr?

Ich berichtete meinen Eltern von der Ausbildung, der Philosophie und meinen Aufträgen. Sie erfuhren, was immer sie wissen wollten.

Und auch, als sie die Zahl meiner Opfer kannten, wirkten sie nicht schockiert. Sie liebten mich, als sei das alles nie geschehen. Und nun, da ich für den Secret Service arbeitete, würde mein Name einen guten Klang haben!

Nach dem Brunch verbrachte ich eine Weile in meinem Zimmer, um in Erinnerungen zu schwelgen. Zu meinem Erstaunen fand ich dort meine Waffe, die nach meiner Verhaftung zurückgeblieben war.

Ein süßes Gefühl durchrieselte mich, als ich das Holster am Gürtel befestigte und die Glock hineingleiten ließ.

Eine Weile genoss ich diese Empfindung, dann aber nahm ich die Waffe wieder ab, setzte mich an den Schreibtisch und begann, sie ordentlich zu reinigen, ihre Funktion zu überprüfen und die Munition zu begutachten.

Fünf Jahre sind eine lange Zeit; das Öl war alt, Rost hatte sich festgesetzt.

Als ich fertig war, legte ich die Pistole in den Schrank, verband mein neues Notebook mit dem Internet und orderte eine neue Glock 19C inklusive Taktik-Licht mit Nacht-Modus und Laser-Pointer.

Die 19 ist die etwas kürzere Variante der 17, die mit Neun Millimeter ein gutes und sicheres Kaliber bietet. Die C-Ausführung verfügt zudem über Kompressor, die einen stabileren Schuss und eine geringere Kornschwärzung aufweisen.

Bei der Bestellung wählte ich Express-Versand; da alle Artikel vorrätig sind, sollte das Paket am Dienstag geliefert werden.

Nun ist es zehn Uhr am Abend und laute Musik erfüllt den Club, den ich nach dem Abendessen aufsuchte.

Neonlicht flackert, die Drinks sind gut gemischt und das Leben kehrt in meine Glieder zurück.

Und auch in das Glied des Mannes, der sich seit zwei Tänzern von hinten an mich schmiegt, seinen Unterleib gegen meinen Po drückt und seine Hände über meine Brüste gleiten lässt.

Ich hatte den süßen Sex mit Karen, nun ist mir nach ein wenig animalischer Leidenschaft mit einem Mann!

Ich spüre seinen Penis härter und härter werden. Sein erregter Atem, seine fordernden Berührungen und der herbe Duft seines Aftershaves wecken Begierde in mir, die gestillt werden will.

»Weißt du einen Platz, an dem wir Spaß haben können?«, frage ich, den Kopf ihm zugewandt.

»Bei mir, nicht weit entfernt!«

Und schon sind wir auf dem Weg.

Peter ist jung, gut gebaut und willens, diese Nacht zu genießen.

Kaum sind wir in seiner Wohnung, als wir einander die Kleider vom Leib reißen. Sein halb steifes Glied wippt hervor, als ich ihm Hose und Unterhose herunterziehe.

Gierig schnappe ich danach. Es fühlt sich gut an; warm, salzig, pochend.

Er genießt diese kleine Ouvertüre eine Weile, ehe er sich dem Griff entwindet und beginnt, *meine* Hose hinabzustreifen.

Zu meiner Freude ist er keiner der Schmocks, die zwar einen Blowjob wollen, nicht aber lecken! Seine Zunge gleitet über meine Schnecke, ehe sie in mich eindringt und mir schon jetzt wunderbare Gefühle schenkt.

Im Bett beginnen wir mit der 69er. Während seine Hände meinen Po kneten und seine Zunge mein Intimstes reizt, genieße ich das pralle Stück Fleisch in meinem Mund.

Es dauert nicht lange, bis wir beide kommen. Er macht den Anfang, ich folge Sekunden später.

Peter serviert Sekt, wir trinken, schmusen, ich massiere seine Hoden und auch den Po und habe Erfolg.

Sein Glied hebt sich, und nun beginnt ein wilder Ritt auf seinem Unterleib. Diesmal dauert es sehr viel länger, bis er erneut kommt. Ich selbst habe derweil zwei Orgasmen und einen letzten, als er zuckend und stöhnend das Kondom füllt.

Um kurz nach drei verlasse ich frisch geduscht und ein wenig aufgekratzt die Wohnung von Peter und fahre zurück nach Hampton Hill House.

Jetzt fühle ich mich wirklich befriedigt.

IV

Vom Eddie the Mouth, Luther und den letzten, freien Tagen

London, 12. Dezember

Eddie lebt in einer kleinen, schäbigen Bude im East End. Hätten wir das Jahr 1888, ich würde ihm den Ripper auf den Hals hetzen.

So aber muss ich selbst meine Rache vollenden.

Unfall oder Selbstmord!

Ich wähle den Selbstmord.

Es ist bereits nach zehn, als ich mir Zugang zu Eddies Haus verschaffe. Zuvor observierte ich es etliche Stunden; so lange, bis ich sicher war, dass nur er sich in der kleinen Hütte aufhält.

Das Schloss leistet mir keinen Widerstand. Mit der passenden Ausrüstung ist es leicht, ein Schloss zu knacken; und zwar so, dass man keine Spuren hinterlässt.

Mehr noch – ich kann sogar beim Verlassen auf die gleiche Art abschließen! Das sollte die Polizisten überzeugen, dass Eddie the Mouth Selbstmord beging.

Neben dem passenden Werkzeug ist auch die richtige Technik wichtig. Viele vorgetäuschte Selbstmorde werden anhand von Spuren an der Leiche als Mord entlarvt, die nicht zu einem Suizid passen.

Vor knapp sechs Jahren starb der angesehene Richter Alfonso Cabanese in seinem Haus in Palermo, nachdem er einen herzergreifenden Brief an seine verschiedene Frau verfasst hatte. Die Polizei rekonstruierte den Vorfall und sagte, er habe den mit Tränen übersäten Brief geschrieben, sich dann einen Gürtel um den Hals gelegt, diesen an der Heizung befestigt und sich langsam in den Tod gleiten lassen.

Eine Beteiligung der Mafia an Cabaneses Tod sei ausgeschlossen, es handele sich definitiv um einen Suizid. Schon in den Tagen und Wochen vor seinem Ableben hatte der Richter, der so viel für das Land getan hatte und stets ein Kämpfer gegen das Organisierte Verbrechen gewesen war, unter dem Tod seiner Frau gelitten. Diese war nach mehr als zwei Jahren einem Krebsleiden erlegen.

In Wahrheit hatte ein exzellenter Schriftfälscher den Abschiedsbrief geschrieben. Die Tränen darauf waren jedoch echt; sie hätten einem DNA-Test standgehalten.

In der fraglichen Nacht hatte ich mir Zutritt zu Cabaneses gut gesichertem Haus verschafft und ihn in seinem Büro überrascht.

Er wollte natürlich Alarm schlagen, doch ich überraschte ihn mit der Aussage, eine gute Freundin seiner Frau gewe-

sen zu sein.

Wir unterhielten uns gut eine Stunde über die verschiedene Mrs. Cabanese. Tränen rannen über seine Wangen und tropften auf die Papiere; auch auf besagten Brief, den ich ihm recht unauffällig untergeschoben hatte.

Als er schließlich aufstand, um uns einen Drink zu holen, erwischte ihn mein Schlag auf einen der Energie-Punkte im menschlichen Körper.

Diese Technik sorgt für eine tiefe und sofortige Bewusstlosigkeit, ohne aber Blutergüsse oder sonstige Spuren zu zeitigen.

Cabanese sackte zu Boden, und der Rest war einfache Handarbeit.

Seinen Gürtel lösen, ihn zu einer Schlinge formen, diese im Nacken zuziehen, das lose Ende um die Heizung schlingen und warten, bis sich der schlaffe Leib in der Schlinge erdrosselt hatte.

Er wachte nicht mehr auf; sein Tod war friedvoll und gnädig. Zwar schabten seine Beine über den Boden und seine Muskeln verkrampften sich, aber all das bekam er nicht mehr mit. Er glitt aus der Ohnmacht in den Tod.

Dass die Polizei meine Beteiligung ausschloss, ehrte mich. Es bewies, dass ich meine Aufgabe zur Zufriedenheit aller erfüllt hatte.

Selbst *Papa* zeigte sich beeindruckt und ließ mir einen Bonus in Form eines gebrauchten Lamborghinis aus seinem Fuhrpark zukommen; schwarz wie die Nacht und dies innen *und* außen, mit verspiegelten Scheiben und jedem Extra, das man sich nur wünschen kann.

Der Wagen selbst war das Geschenk eines Freundes gewesen, doch *Papa* hatte ihn nie sonderlich gemocht. Mir hingegen gefiel er sehr, wie ich mehrfach im kleinen Kreis kundgetan hatte. Da ich nach einer gewagten Aktion, auf

die ich an anderer Stelle eingehen werde, zum familiären Kreis zählte, war ich häufiger bei *Papa* zu Besuch.

Nun, da Cabanese auf höchst erfreuliche Weise das Zeitliche gesegnet hatte, erinnerte sich *Papa* an meine Begeisterung für den Wagen und reichte ihn an mich weiter.

Nach meiner Verhaftung versuchten die Beamten *alles*, um meine Gehaltskonten und Besitztümer in Italien zu finden.

Aber alles, was sie fanden, waren private Konten, eingerichtet von meiner Mutter, mit Geldern, die zweifelsfrei aus Zuwendungen und Erträgen familiärer Geschäfte stammten.

Sie fanden weder die Konten, auf denen mein Gehalt eingezahlt wurde, noch die Sparbücher, auf die ich meine Boni hatte fließen lassen.

Sie fanden nie die Adresse, unter der ich in Rom residierte, nicht die Wagen, die Waffen, den teuren Schmuck oder all das andere, was man hätte zu Geld machen können.

Fuhr ich *nach Hause*, blieben die Kreditkarten aus Italien ebenso zurück wie die Schlüssel. Als man mich verhaftete, wäre die Glock das Einzige gewesen, das auf Italien hindeutete.

Und die nahmen sie nicht mit, da ich mich ohne Murren verhaften ließ und niemand den Mut hatte, für die Anwesen der Countess of Hampton Hill eine Hausdurchsuchung zu beantragen.

So kommt es, dass ich – nach einem langen Gespräch mit *Papa*, in dem ich ihm versicherte, kein Wort über ihn oder die Familie verloren zu haben – wieder Zugriff auf meinen Besitz erhalte. Da ich jedoch aus Sicherheitsgründen nicht selbst nach Italien reisen kann – der Six wird meine Schritte überwachen und wissen, mit wem ich mich treffe – lässt *Papa* die Gelder auf eine Bank auf den Cayman Islands

transferieren. Die Wohnung wird eine seiner Töchter übernehmen, die Wagen werden per Fracht auf meine Kosten nach England geschafft.

Natürlich muss ich sie umrüsten lassen. In England fährt man noch immer links, und ein Lenkrad auf der linken Seite ist überaus unpraktisch.

Zurück zu Eddie the Mouth.

Dieser trägt seinen Namen übrigens nicht, weil er geplaudert hat. Nein, er trägt ihn wegen seines wahrhaft riesigen Mundes. Wer jemals dachte, Freddie Mercury – den ich sehr verehrte – habe einen großen Mund gehabt, hat noch nie den von Eddie gesehen. Ich könnte einen Mini in ihm parken, und es wäre noch immer Platz für ein Fahrrad.

Eddie sitzt vor der Glotze, als ich das Wohnzimmer betrete. Ihn anzusprechen könnte zu unschönen Szenen führen, die von dem Selbstmord-Szenario ablenken. Daher pirsche ich mich an ihn heran und versetze ihm einen kurzen, sehr präzisen Schlag auf einen seiner Energiepunkte.

Manche von ihnen sind tödlich, andere nicht. Und bei einigen kommt es auf die eingesetzte Kraft an.

Ich sagte bereits, dass ich einen japanischen Lehrmeister hatte. Er war ein Meister verschiedener Kampftechniken und er lehrte mich, all diese Punkte mit der jeweils erforderlichen Kraft zu treffen.

Dabei fällt mir eine Anekdote ein! In den frühen Jahren meines Wirkens erhielt ich den Auftrag, einen Geschäftsmann, der Betrieben der Familie Konkurrenz machte und auch auf nachdrückliche Bitte, dies zu lassen, nicht von seinem Tun ablassen wollte, auf möglichst unauffällige Weise zu töten. Kein Selbstmord, kein Unfall und vor allem kein Mord. Es sollte aussehen, als sei der nicht sehr junge, nicht sehr schlanke Mann an zu viel Vino, fettem Essen und zu

vielen Frauen verschieden.

Es gelang mir, ihm unbemerkt von all den Passanten, die uns umgaben, einen Schlag auf einen der besagten Punkte zu versetzen.

Er stürzte wie eine Marionette, der man die Fäden durchtrennt hatte. Ich hingegen tat, als sei ich Zeuge eines Herzinfarktes geworden und schrie hysterisch nach einem Rettungswagen.

Es war mein dritter Auftrag und er brachte mir den ersten Boni sowie eine Audienz bei Papa ein. Damals lernten wir einander kennen und er prophezeite mir, dass mir Großes bevorstünde.

Eddie röchelt nicht, er zuckt nicht und er schreit nicht. Er tut gar nichts, außer bewusstlos ein wenig tiefer zu sinken.

Als er erwacht, steht er auf einem großen Luftbett. Eines von der Art, auf dem Gäste schlafen können. Es gehört ihm, ich fand es in einer Kammer. Neben dem Luftbett steht ein Hocker von exakt der gleichen Größe, um Eddies Hals liegt ein Strick und dieser wiederum ist an der Decke befestigt.

Es dauert einen Moment, bis Eddie seine Lage begreift. Dann schaut er sich suchend um, sieht mich – und bricht in Tränen aus.

»Du dachtest, ich wüsste es nicht!«, sage ich ruhig. »Du dachtest, du hättest alles sehr geschickt eingefädelt!«

»Wieso bist du frei?«, fragt er fassungslos. Dann schaut er auf das Luftbett und bemerkt, dass aus einem kleinen Loch Luft entweicht.

»Der Five hat mich zu einem Deal überredet. Er holt mich raus, wenn ich für ihn arbeite. Und so kommt es, dass ich nun in deinem Sessel sitze und dir beim Sterben zuschaue!«

»Der Five wird wissen, dass du mich getötet hast! Sie

werden dich wieder einsperren!«, ruft er panisch.

Offenbar wird das Bett schon etwas weicher.

»Der Five weiß, dass ich den Verräter töten werde. Solange ich es wie einen Selbstmord oder einen Unfall aussehen lasse, ist es in Ordnung!«

Ich stehe auf und trete ans Fenster.

Wagen fallen mir auf, die vor dem Haus parken. Polizisten steigen aus und schauen sich suchend um.

Das darf doch wohl nicht wahr sein!

Sie kommen langsam auf Eddies Haus zu.

Fluchend eile ich zu ihm, löse den Strick und entlüfte das Bett. Den Hocker stelle ich unter das Fenster, Eddie wird von mir mit Wucht in einen Sessel befördert. »Das Glück ist mit den Dummen!«, lasse ich ihn wissen.

»Wieso?«

Ich blicke aus dem Fenster. Mehr Polizisten tauchen in der Straße auf, dann erscheinen auch ein paar Leute in Zivil.

Hat Blake sie gerufen, als er sah, wo ich mich aufhalte?

Nein, der würde nicht ein solches Aufgebot schicken. Wenn er eingreifen wollte, würde er mich zurückpfeifen. Er weiß, was ich vorhabe.

Die Polizei klingelt.

»Mach auf, Eddie – sie kommen wegen dir!«

Zitternd steht er auf und geht zur Tür. »Ich sage ihnen, was du tun wolltest! Ich zeige ihnen das Bett!«

Wieder klopft es, dann wird die Tür mit Gewalt aufgestoßen und mehrere Männer stürzen sich auf Eddie. Sie ringen ihn nieder, Handschellen klicken.

Ein Einsatzkommando der Polizei stürmt den Raum und richtet die Waffen auf mich. »Auf den Boden!«, ruft einer.

»Ich arbeite für den Five!«, erwidere ich. »Ich hole nun meinen Ausweis hervor!«

Und genau das tue ich. Mit spitzen Fingern und sehr vorsichtig. »Schade, dass Sie mir in die Parade gefahren sind. Was werfen *Sie* Eddie vor?«

»Mord!«, erklärt einer der Zivilbeamten, der hinter dem SEK eingetreten ist und sich kurz meinen Ausweis besieht, ihn mir dann aber zurückgibt. »Und Sie?«

»Dies und das!«, erwidere ich.

»Er sagt, Sie wollten ihn hängen. Sie hätten ein Luftbett präpariert, sodass er über kurz oder lang stranguliert worden wäre!«

»Was glauben Sie, wann er gesungen hätte?«, erwidere ich lapidar.

Der Beamte schaut mich nachdenklich an, dann grinst er. »Manchmal würde ich gerne eure Methoden anwenden. Das würde manches leichter machen!«

»Wen hat er eigentlich ermordet?«, will ich auf dem Weg hinaus wissen. Ich winke Eddie zu, der bereits davongekarrt wird.

»Den Besitzer eines Automatencenters samt seiner Frau. Er wird wohl die nächsten 25 Jahre hinter schwedischen Gardinen verbringen!«

Er legt eine kurze Pause ein. »Wollen Sie mich begleiten?«

»Nein, das wird nicht nötig sein. Ich kenne seinen Partner in der einen, für mich relevanten Angelegenheit. Mal hören, was er sagt«, lüge ich. »Aber ... sollten Sie einen Komplizen von ihm suchen, der an einem Mord beteiligt sein könnte, wäre Luther Nine Finger eine gute Anlaufstelle. Ich weiß nicht, ob er etwas damit zu tun hat, aber beide sind gute Freunde!«

»Nine Finger?«, fragt der Beamte erstaunt.

»Eigentlich Luther Warren. Verlor einen Finger, als er sich mit jemandem anlegte. Daher der Name!«

»Ich mag Leute, deren Namen in Gänsefüßchen stehen. Sie sind immer für ein paar Jahre gut!«

Er bedankt sich, dann ziehen er und die Leute ab.

Ich hingegen schaue ihnen nach. 25 Jahre hinter Gitter sind eine noch bessere Rache, als der Tod am Strick.

Und was Luther Nine Finger anbelangt, so hatte er einmal zehn Finger – bis er sich mit mir anlegte.

Ich verbringe den Abend in unserem Haus in Kensington. Einst hatte das Gebäude, erbaut um 1750 während der Ära King Georges des Zweiten und in der typischen Architektur dieser Epoche gehalten, dem 1. Baron of Beetleborough gehört. Dieser verarmte im Jahre 1762 unter George dem Dritten – die näheren Umstände seien aus Gründen der Diskretion an dieser Stelle verschwiegen, doch es hatte direkt mit dem Königshaus zu tun! – und unsere Vorfahren griffen ihm unter die Arme.

Dies führte zu einer Auseinandersetzung mit dem Königshaus, die erst unter Victoria beigelegt wurde, uns aber nicht weiter tangierte. Am Ende jedenfalls, als der Baron den Anstand besaß, seinem Leben und seinem Elend ein Ende zu setzen, fiel uns das Haus zu.

Nachdem wir uns mit dem Königshaus ausgesöhnt hatten, wurde das Gebäude von Grund auf renoviert und diente seither immer dann als Heimstatt, wenn wir in der Hauptstadt weilten.

In den Räumen lebt ein älteres Ehepaar, das jedoch nur den Auftrag hat, das Anwesen sauber und intakt zu halten. Nutzen wir Kensington – das Haus heißt eigentlich *Marble Hall* aufgrund all des Marmors, der im Innern verbaut wurde –, nehmen wir stets etwas Personal mit, das uns zur

Seite steht.

Auch nun stehen mir mit Lena und Iris zwei Mädchen zur Verfügung, die kochen und meine Wäsche in Ordnung halten, ein wenig aufräumen und den Einkauf erledigen.

Da ich beide schon lange kenne und wir uns nicht mit übertriebener Etikette abgeben, ähnelt dieses Arrangement eher einer kleinen, munteren Wohngemeinschaft.

Nachdem ich das Haus betrat, telefonierte ich mit Blake und sagte ihm, dass ich theoretisch bereit sei. Vor der Episode mit Eddie trieb ich mich in London rum und genoss das quirilige Leben.

Ich fuhr mit der Tube, kaufte ein paar Dinge und aß in einem Schnellrestaurant. Zu meinem eigenen Erstaunen machten mir all die Menschen sehr viel weniger aus, als ich zuerst dachte.

Nun sitze ich in dem großen Büro im zweiten Stock, schaue hinab auf die Menschen, die tief unter mir vorbeieilen, und starre auf den Monitor meines Notebooks.

Meine Erlebnisse bisher sind bereits ausreichend, um sie zu Papier zu bringen. Möglich, dass sie den einen oder anderen interessieren.

So ich einen Verleger finde.

Oder aber ich veröffentliche sie im Internet; das wird sich noch zeigen. Wenn Sie dies hier lesen, wissen Sie, wie ich mich entschieden habe!

Die einleitenden Sätze jedenfalls klingen nicht schlecht, wie ich finde:

Das Gefängnis war ein elendes Drecksloch.

Obwohl sie in den letzten Jahren einige Verbesserungen vorgenommen hatten, konnte es dennoch vorkommen, dass sich eine Insassin das Leben nahm.

Manche schnitten sich die Pulsadern auf; keine Ahnung, mit was. Vielleicht mit einem scharfen Stück Draht aus der Matratze.

Andere knüpften einfach Leintuch und Deckenbezug zusammen und erhängten sich am Waschbecken.

Eine schaffte es, sich zu vergiften; sammelte ihre Schmerzmittel, ohne dass es jemand merkte, und nahm sie alle auf einmal. Ihr Sterben dauerte mehrere Tage, denn die Tabletten zerstörten ihre Leber. Als die Ärzte begriffen, was die Frau getan hatte, war es zu spät ...

Ich selbst war nie auf die Idee gekommen, mir das Leben zu nehmen.

Nicht mein Stil!

Man arbeitet nicht zehn Jahre für die *Ehrenwerte Familie*, verführt und tötet, wen auch immer es zu verführen oder zu töten gilt, um sich dann aus dem Leben zu stehlen.

Gerade, als ich mir überlege, wie es wohl weitergehen könnte, erhalte ich eine Message von Karen. Sie erkundigt sich nach meinem Befinden und fragt, ob ich nun, da andere Dinge wichtiger werden, weiterhin mit ihr in Kontakt bleiben möchte. Sie jedenfalls denke seit jener Nacht ständig an mich.

Da sie dem Text zwei schüchterne Herzchen beigefügt hat, ist an ihrer Intention kaum zu zweifeln. Sie würde gerne eine Himmel-Geigen-Chris-de-Burgh-Romanze erleben. Aber während sie gerne die Lady in Red wäre und ihre Emotionen einen Höhenflug erleben, werde ich dem Fährmann neue Kunden zuführen.

Dennoch erwidere ich einigermaßen unverbindlich, dass

die Nacht sehr schön war und wir auf jeden Fall in Kontakt bleiben sollten. Sie sei eine wunderbare Frau.

Zur Strafe für meine Freundlichkeit trifft sofort eine zweite Nachricht ein mit der Frage, wann wir uns wieder treffen könnten.

Um ihr nicht vor den Kopf zu stoßen, lade ich sie nach Hampton Hill House ein. Bei einem langen Spaziergang lässt sich leichter beenden, was besser nie begonnen hätte.

Anschließend, nachdem sie mir versichert hat, am kommenden Wochenende der Einladung zu folgen, widme ich mich *endlich* meinem Buch.

V

Von der zweiten Seele für die Banshee

Hampton Hill House, 14. Dezember

Blake schickte mir ein besonders gesichertes Smartphone, ein Headset samt Virtual Glasses sowie einen Decryptor – ein USB-Stick, der jedes Betriebssystem knackt und die Daten auf dem Gerät zugänglich macht; selbst dann, wenn sie mit den gängigen Methoden verschlüsselt wurden. Ein paar Adapter sorgen dafür, dass dies auch bei Tablets und Smartphones funktioniert.

Die Waren kamen Mittwoch per Kurier, der mich in der E-Branch willkommen hieß.

Am Donnerstag – trotz der Express-Bestellung, was zu einer Reklamation und zwei Gratis-Magazinen als Entschuldigung führte, die nachträglich verschickt werden – trafen die von mir bestellten Waffen ein. Erwähnen sollte ich, dass ich es nicht bei der Glock beließ, sondern auch ein Scharfschützen-Gewehr erstand.

Den Freitag verbrachte ich mit den Pferden. Ich ritt aus,

striegelte anschließend das Tier und fragte mich einmal mehr, warum unsere Sättel älter als der Stall sind, in dem sie hängen.

Nun, am Samstag, stehe ich nach einem ausgiebigen Dauerlauf durch die Winterkälte, ein paar Sit-ups und Hampelmännern sowie einer abschließenden Dusche vor der Tür und warte auf Karen, die sich zum Lunch angemeldet hat.

Meine Mutter, die sowohl von meiner – überaus kurzen – Beziehung zu Karen als auch über deren Beruf informiert ist, zeigt sich überaus neugierig im Bezug auf *meine kleine Freundin*.

Schließlich, es ist kurz nach zwölf, fährt das preiswerteste Auto vor, das je eine Besucherin nach Hampton Hill House brachte.

Karen parkt im Rondell, fährt aber auf mein Winken weiter zu den Parkplätzen. Erst dort steigt sie aus und kommt zur Tür.

»Das also ist sie?«, fragt meine Mutter, die plötzlich hinter mir auftaucht, bekleidet mit einem schwarzen Hausanzug, der ihren noch immer jugendlichen und überaus sportlichen Körper perfekt zur Geltung bringt.

»Das ist sie!«, erwidere ich. Was meine Mutter nicht weiß, ist, dass ich die Sache eigentlich beenden will.

»Sie ist niedlich!«, sagt Mutter leise. »Und sie ist wirklich eine Wärterin? Sie sieht eher aus, als würde sie noch zur Schule gehen!«

»Ich fürchte, dass sie den Beruf verfehlt hat. Sie ist viel zu nett und emphatisch. Nicht, dass es mich gestört hätte; im Gegenteil. Aber auf Dauer wird sie untergehen!«

Karen kommt die Stufen hinauf, meine Mutter zieht sich etwas zurück und schon spüre ich Karens Lippen auf meinen.

Als wir eintreten, steht Mutter etwas abseits und wartet.

»Karen, meine Mutter!«, stelle ich beide vor.

»Uhm ... Miss McAllister!« Sie streckt die Hand aus.

Amüsiert ergreift sie Mutter. »Es ist schön, dich kennenzulernen! Du bist also jene Frau, die meiner Tochter die Haft erleichterte!«

»Ich versuchte es.« Karen wird rot.

»Meine Mutter ist die Countess of Hampton Hill. Es heißt nicht *Miss McAllister*, sondern *Eure Ladyschaft*. Und man gibt ihr nicht die Hand, sondern verneigt sich«, wispere ich Karen zu.

Ihre Wangen werden noch zwei Nuancen roter. »Lady McAllister, ich ...«

»Ah, schon gut!«, unterbricht sie meine Mutter lachend. Ich sehe, was sie denkt. *Das ist keine Frau, das ist ein Kätzchen.*

Sie hatte schon immer ein Herz für Kätzchen und Welpen.

Sonst hätte sie nicht meinen Vater geheiratet, der, als sie sich trafen, jünger und unerfahrener war.

Nun ja, jünger ist er noch immer ...

Wir betreten den Speisesaal und zum ersten Mal, so scheint mir, wird Karen vollends bewusst, *wo* sie sich befindet und *wer* ihr gegenüber Platz nehmen wird.

Sie schaut sich ehrfürchtig um, mustert die Porträts an den Wänden, die Brokatvorhänge, die edel bezogenen Stühle und die altertümlichen Waffen an den Wänden.

Das Porzellan stammt aus Deutschland, das Besteck aus der Schweiz – beides wurde vor über 150 Jahren für unsere Familie angefertigt und trägt das Wappen des Hauses.

Das ist auch der Grund, warum ich bis zu meinem zehnten Lebensjahr von Plastiktellern essen und aus Plastikbechern trinken musste, wenn *das Edle Set* befohlen wurde.

Warum meine Mutter heute dieses Set hat auf-tischen lassen, ist mir ein Rätsel.

Mein Vater kommt hinzu, und auch er ist überaus erfreut, Karen kennenzulernen. Beide plaudern ein wenig, während eines der Mädchen Sherry verteilt.

Dann essen wir, und ich komme nicht dazu, auch nur zwei Sätze mit Karen zu wechseln. Immerhin glaube ich zu erkennen, warum sich meine Eltern derart ins Zeug legen.

Aus einem mir nicht klaren Grund glauben sie, Karen hätte mir das Leben im Gefängnis erträglich gemacht, mich behütet und sich meiner angenommen, als ich einsam und von der Welt verlassen in der Zelle saß.

Dass sich unsere Beziehung erst in den letzten Tagen anbahnte und in einer einzigen Nacht an Fahrt gewann, verstehen sie nicht so ganz.

Kurz überlege ich, es ihnen noch einmal zu erklären, lasse es aber nach einem Blick in Karens Augen.

Sie ist in diesem Moment *hin und weg*, wie man so schön sagt. Die Aufmerksamkeit, die Zuneigung meiner Mutter und die Freundlichkeit meines Vaters lassen sie fast hyperventilieren. Sie sitzt der Countess von Hampton Hill gegenüber und wird behandelt, als sei sie die wichtigste Person im Haus.

Und doch bleibt sie bescheiden, schüchtern und damit das Kätzchen, das meine Mutter auf Anhieb in ihr sah.

»So ein nettes Mädchen!«, kommentiert meine Mutter denn auch, nachdem Karen auf eine Expedition zu den Toiletten aufgebrochen ist. »Warum hast du sie nicht schon früher eingeladen?«

»Sie musste arbeiten!«

»Oh, richtig!« Meine Mutter greift nach meiner Hand. »Du hast ein gutes Auge für Menschen. Ich glaube, Karen würde dich niemals hintergehen oder enttäuschen.«

Ist es nicht ein bisschen früh für solch eine Diagnose? »Das mag wohl sein«, erwidere ich lächelnd.

Karen kehrt zurück und wir planen, einen Dessert-Likör im Salon einzunehmen, als zum ersten Mal jenes Smartphone klingelt, das mir Blake schickte.

Das schlechtestmögliche Timing!

»Haben Sie schon einmal etwas von Hussein Yussuf Had-schi Ben Ali Mahadani gehört?«, fragt Blake nach einer kurzen, einleitenden Floskel.

»Ich habe von ihm gehört. Ein Terrorist unbekannter Herkunft, eventuell Saudi Arabien. Manche sagen, er würde zu Al Kaida gehören, andere sagen, er wäre Teil einer unabhängigen Organisation.«

»Richtig! Und dieser Gentleman hält sich die nächsten drei Tage in einem Haus in Brimsdown auf, um mit *Freunden* über ein paar *Pläne* zu sprechen.«

»Wollen Sie eine Verhaftung oder einen Abschuss?«

Blake kichert leise. »Ihnen ist das eine so recht wie das andere, oder?«

»Wenn man aus ihm ein paar Informationen quetschen kann, wäre die Verhaftung besser.«

»Aus solchen Leuten quetscht man nur schwer etwas heraus. Sie rezitieren den Islam, beleidigen die Beamten und drohen ihnen die Strafe Allahs an – mehr nicht. Selbst wenn sie etwas härter angepackt werden, singen sie und glauben, sie seien nun Märtyrer auf dem Weg ins Paradies!«

»Also ein Abschuss?«

»So ist es. Auch für seine Freunde haben wir keine Verwendung mehr. Unser Informant wird nicht vor Ort sein,

wer sich in dem Haus aufhält, hat sich sein Schicksal selbst zuzuschreiben!«

»Sie senden mir die Adresse?«

»Ist bereits auf dem Weg zu Ihnen. Vor Ort treffen Sie Elliott Roberts; Ihr Partner. Er fungiert als Operator, bleibt also im Wagen, dem Hotelzimmer und so weiter. Er ist bereits auf dem Weg, um das Haus zu observieren und Details zu eruieren. Roberts ist einer der besten Hacker des Königreichs. Nutzen Sie das!«

»Roger!«

»In Ihrer Nähe befindet sich ein Luftwaffenstützpunkt, nicht wahr?«

»Buchan!«, bestätige ich.

»Gut! Ich werde Sie dort anmelden; ein Helikopter bringt Sie nach London! Sie haben keine Flugangst, oder?«

»Nein Sir! Bei Bedarf springe ich auch aus einem Flugzeug ab.«

»Gut zu wissen! Ich melde Sie für ein kleines Training an; Sie hatten ein paar Jahre keine Sprünge. Viel Erfolg!«

»Danke!«

Ich wende mich um. Die ganze Unterhaltung führte ich wenige Meter von Mutter und Karen entfernt; mehr flüsternd als normal sprechend.

»Es tut mir leid, aber ich muss zu meinem ersten Einsatz!«, lasse ich sie wissen.

Karens Gesicht drückt ein wenig Angst, aber auch Frustration aus. Sie hatte sich von diesem Wochenende einiges erhofft. »Dann ... werde ich wieder nach Hause fahren«, sagt sie. »Vielleicht klappt es ein andermal?«

»Unsinn!«, ruft meine Mutter. »Du bleibst weiterhin unser Gast. Ich bin sicher, meine Tochter wird sich sehr über deine Gesellschaft freuen, wenn sie zurückkehrt.« Sie schenkt mir ein strahlendes Lächeln. *Schau, wie vorsorglich*

ich bin. Wenn du schon ein so nettes Kätzchen – Mädchen – gefunden hast! Fast schon ist es, als würde sie Karen in ihrer Nähe halten wollen.

Mag meine Mutter Frauen? Ich habe mit ihr nie darüber gesprochen. Aber nun, da mir dieser seltsame Gedanke kommt ... Ich erinnere mich, wie sehr sie sich für eines unserer Mädchen interessierte. Blicke, Berührungen ... Habe ich meine Neigung von ihr? Wenn ja – weiß es Vater?

»Um was geht es bei diesem Auftrag?«, will Mutter wissen und reißt mich mit dieser Frage aus meinen Gedanken.

»Hm? Oh – ein Terrorist soll die Bekanntschaft der Banshee machen«, sage ich leichthin. Sie soll verstehen, was ich tue.

Worum es geht.

»Oh, das ist doch sicherlich gefährlich!«, ruft sie aus und legt eine Hand auf den Mund.

»Nicht, wenn ich geschickt vorgehe. Wir werden es sehen!«

Auf dem Weg zu meinem Zimmer wird mir klar, wie surreal diese Szene ist. Ich diskutiere einen solchen Auftrag mit meiner Mutter, während mein Vater im Hintergrund steht und eine Pfeife pafft.

Karen folgt mir. »Ist dir recht, dass ich hier auf dich warte?«, fragt sie leise, als wir in meinem Zimmer stehen. Verstohlen schaut sie sich um. Das große Bett muss ihr überaus bequem und auch verlockend erscheinen.

»Natürlich! Ich hoffe, es dauert nicht zu lange und wir haben noch etwas Zeit.«

Sie legt eine Hand auf meine Schulter, dann küsst sie mich.

Nach dem Kuss schaut sie mich fragend an. »Du ... möchtest nicht, dass ich auf dich warte. Und du möchtest nicht, dass wir beide ... Dieser Kuss war ... kühl ...«

Ich sehe Tränen in ihren Augen schwimmen. Sie zittert, und plötzlich habe ich das dringende Bedürfnis, sie in die Arme zu nehmen.

»Das stimmt nicht!«, lasse ich sie wissen, während ich dem Drang nachgebe. »Wirklich, das ist nicht wahr! Aber mein erster Auftrag seit fünf Jahren liegt vor mir, ich muss mich beeilen und mich auf meine Vorbereitungen konzentrieren. Sobald ich zurück bin, werde ich dir zeigen, wie sehr ich mich über deine Anwesenheit freue!«

Sie wischt sich die Tränen aus den Augen und lächelt. »Schön ... Ich hatte nie zuvor Gefühle für eine Frau. Ich ... weiß nicht, warum ich mich derart heftig in dich verliebt habe. Aber seit dieser einen Nacht in Three Oaks fühle ich mich so anders. Das Leben ist anders. Und du ... bist ständig in meinen Gedanken.«

»Du bist eine kleine, niedliche Praline«, lasse ich sie wissen.

Sie findet das süß, ich hingegen habe solche Dinge zu Frauen gesagt, die mir weniger bedeutet haben.

Und doch, obwohl dies die perfekte Gelegenheit gewesen wäre, einen Schlusstrich zu ziehen, schaffe ich es nicht. Sie schaut mich mit ihren großen, dunklen Augen an und etwas in meinem Innern gibt jeden Widerstand auf. So, als würde mich ein Hündchen anschauen, damit ich ihm *endlich* etwas von meiner Wurst gebe.

Aber hier geht es nicht um Wurst und sie ist auch kein verdammtes Schoßtier. Sie ist ein Mensch, eine erwachsene Frau.

Eine Frau, die sich an mich schmiegt, deren Hände über meinen Rücken wandern und ein sanftes, wohliges Kribbeln auslösen.

Eine Frau, die mehr will als Sex in einem Hotel. Eine Frau, die von meiner Mutter schon zu mehr als der Hälfte

adoptiert wurde.

Es wird Zeit, meinen ersten Auftrag für Blake anzugehen!

Ich nehme meine Waffen aus dem Schrank und lege sie in einen entsprechenden Koffer. Anschließend wechsele ich unter Karens aufmerksamem Blick meine Kleidung. Sie lächelt versonnen, als sie mich kurz völlig nackt sieht.

Kurz gefällt es mir, sie ein wenig zu reizen. Ich drehe mich so, dass ich ihr den Rücken zuwende, dann bücke ich mich sehr langsam, um meine Socken anzuziehen.

»Hey!«, höre ich sie rufen.

Im Spiegel sehe ich, dass sich ihre Wangen gerötet haben. Dennoch kann sie den Blick nicht abwenden.

»Meine Eltern sind nicht so ... locker ... wie deine!«, sagt sie, während sie mich noch immer anschaut. »Ich wuchs mit dem Wissen auf, dass solche Sachen ... falsch und ... gegen die Natur sind.«

»Ich hatte sehr viel Glück«, erwidere ich und halte kurz inne. »Meine Eltern akzeptieren, was immer ich tue. Selbst, als ich verhaftet wurde, standen sie zu mir. Sie wissen, was ich getan habe, sie kennen die Zahl meiner Opfer - und doch höre ich von ihnen kein schlechtes Wort.«

Ich schlüpfte in meinen Slip und lege einen Sport-BH an. »Als ich Mutter sagte, dass ich mich auch zu Frauen hingezogen fühlte, zuckte sie mit den Schultern. Es sei mein Leben und ich müsse wissen, was mich glücklich macht. Ich solle nur bedenken, dass die Linie Bestand haben muss. Auf die eine oder andere Weise sollte ich für Nachwuchs sorgen!«

Ein schwarzer Overall folgt, der mir sehr viel Bewegungsfreiheit garantiert. »Und als ich ihnen sagte, dass du an diesem Wochenende kommen würdest und kein eigenes Zimmer benötigen würdest, waren beide überaus neu-

gierig auf dich. Nicht ablehnend, weil du eine Frau bist!«

»Was für ein Glück! Ich habe mich nicht getraut, meinen Eltern von dir zu erzählen. Selbst wenn ich ihnen nicht erzähle, wo wir uns kennengelernt haben, werden sie sehr, sehr wütend werden!«

Ich schlüpfte in meine Stiefel. Dann lege ich die Pistole um und verdecke sie mit einer Weste.

Karen steht auf und kommt zu mir. Ich spüre ihre Hand auf meinem Arm. »Sei vorsichtig!«

Ich verspreche es ihr!

Mit dem Aston Martin zum Stützpunkt Buchan und von dort mit einem Helikopter nach London.

Dort mit einem Taxi nach Kensington und von dort mit dem Bentley, der Lena, Iris und mich nach London brachte, zum Einsatzort in Brimsdown, Enfield.

Elliott Roberts erwartet mich in einem kleinen Hotel zwei Querstraßen von jenem Haus entfernt, in dem Mahadani das Treffen mit seinen Freunden hat.

Er öffnet auf das vereinbarte Zeichen hin – zweimal klopfen, Pause, dreimal klopfen – und lässt seinen Blick an mir herabwandern.

»Du also bist Ginger Red!«, sagt er leise.

»Mein Name ist Deirdre McAllister. Ginger Red starb in einem Gefängnis. Der Name ist tabu und wird niemals wieder genannt!«

Er hebt beide Hände. »Okay, okay! Blake kündigte dich auf diese Weise an. Aber wenn du lieber Deirdre genannt werden möchtest ... hübscher Tarnname!«

»So heiße ich seit meiner Geburt. Lady Deirdre McAllister, künftige Countess of Hampton Hill.« Ich schaue auf

den Screen seines Notebooks. »Du hast das Haus im Blick?«

»Das habe ich! Kameras an der Laterne vor der Tür und eine Drohne, die den rückwärtigen Bereich im Blick behält. Groß wie eine Mücke!«

Er lächelt bei diesen Worten.

»Und?«

»Es gibt ein Problem; vor etwa zehn Minuten ging unser Informant hinein. Das war nicht geplant und wir haben keine Ahnung, was das zu bedeuten hat!«

»Können wir nicht ins Innere schauen?«, frage ich gespannt. Mir gefällt nicht, dass unser Mann da hineingegangen ist.

»Ich könnte die Drohne hineinfliegen. Aber wenn sie eine Mücke im tiefsten Winter sehen, könnte sie das nervös machen!«

»Okay, ich gehe rein und bringe die Sache zu Ende.«

»Und was ist mit unserem Informanten?«, fragt Roberts.

»Mit etwas Pech ist er tot! Gib mir sein Bild auf die Brille und sag Blake, dass ich versuche, ihn rauszuholen.«

»Woher willst du wissen, dass er tot ist?«, ruft Roberts. »Hey, Deirdre! Jetzt warte doch mal! Ich bin schon länger bei E-Branche und übereilte ...«

Ich bin bereits raus.

Kurz darauf knackt es in der Brille. »Übereilte Aktionen bringen oftmals gar nichts; abgesehen von Misserfolg!«, sagt er.

»Vertrau mir! Ich habe es im Gefühl – da stimmt was nicht!«

Es ist, als würde mich eine innere Stimme antreiben. *Schneller, Deirdre! Lauf, sonst kommst du zu spät!*

Ich kenne diese Stimme!

Sie leistete mir gute Dienste!

Vielleicht ist es der bekannte *siebte Sinn* oder aber weibliche Intuition. Was auch immer es ist – ich spürte es das erste Mal als kleines Mädchen. Ich war auf dem Weg nach Hause und hörte diese Stimme. *Beeil dich! Du musst nach Hause, Deirdre! Lauf, so schnell du kannst! Denk nicht darüber nach! Stoppe nicht, wenn dir die Puste ausgeht! Lauf, Deirdre! Lauf!*

Und ich lief!

Zu Hause angekommen wurde ich sofort in das Zimmer meiner Großmutter geführt. Diese lag im Sterben, hatte mich aber noch einmal sehen wollen.

Sie schenkte mir ein Lächeln, umfasste meine Hand und starb.

Wäre ich nicht derart schnell gelaufen, ich hätte es nicht mehr geschafft.

Später hörte ich die Stimme unzählige Male. Sie trieb mich an, warnte mich und half mir, *Papas* Familie zu schützen; eine Story, auf die ich ein andermal zu sprechen komme.

Lediglich einmal schwieg sie – als die Beamten kamen, um mich zu verhaften.

Andererseits hätte ich nicht anders reagiert, wäre sie erklungen. Eine Szene in unserem Haus, Schüsse oder was auch immer – undenkbar.

Sie erwischten mich in jenem einen Moment, der Gegenwehr völlig unmöglich machte. Zumindest für mich.

Denn bei all der offenen und liebevollen Erziehung hatte doch die Ehre und Würde der Familie stets im Mittelpunkt gestanden.

Darum hatte ich auch Karen gesagt, wie sie meine Mutter hätte begrüßen müssen.

Nun also treibt mich die Stimme an.

Ich laufe die Straßen entlang zu meinem Ziel, springe,

ohne innezuhalten, über den Zaun und gehe unter einem der Fenster in Deckung.

»Ich bin vor Ort!«, wispere ich das Headset der Virtual Glasses.

»Du bist auf meinem Monitor. Ich habe das Bild unseres Informanten!«

Es erscheint in der von der Brille und dem Smartphone erstellten *Virtuellen Raum*, der sich rings um mich herum erstreckt, die tatsächlichen Gegebenheiten überlagert und so Raum für Informationen aller Art schafft.

Das Gesicht eines Arabers ist zu sehen; ein dürrer Bursche mit dichtem Bart. Seine Nase sieht aus, als sei er Mike Tyson vor die Faust gelaufen; seine Ohren sind jedoch heil!

»Kannst du durch das Fenster schauen, vor dem ich kauere?«, wispere ich in das Headset.

Es dauert nicht lange, und ein zweites Fenster öffnet sich neben dem Bild des V-Mannes. Nun sehe ich ein Live-Video von dem, was sich hinter dem Fenster abspielt.

Mein Verdacht war richtig!

Unser Informant sitzt auf einem Stuhl, gefesselt an Händen und Füßen, und die beiden Freunde von Mahadani schlagen mit Stöcken auf ihn ein. Blut fließt aus unzähligen Wunden, Mahadani selbst steht etwas abseits und redet auf den Informanten ein.

»Ruf Blake an und frag ihn, was mit unserem Mann passieren soll! Sag ihm, dass er offenbar redet. Seine Lippen bewegen sich, die Schläge haben gestoppt!«

»Woher wusstest du, dass die Situation ...«

»Tue es!«, zische ich in das Headset, gehe zur Tür und verschaffe mir nahezu geräuschlos Zutritt zur Wohnung.

Im Gang halte ich inne. Der Informant redet wie ein Wasserfall. Er erzählt ihnen, warum er für den Five arbeitet, was er ihnen erzählt hat und auch, dass er nicht da sein

sollte.

Idiot.

Die Frage, die mich beschäftigt, ist, ob es noch mehr Leute in dem Haus gibt.

Ich ziehe die Glock und schraube einen Schalldämpfer auf. Dann schleiche ich zu jenem Raum, in dem sich unser Informant in ein kleines Singvögelchen verwandelt hat.

»Blake sagt ...« Roberts schluckt, »... wenn er uns verrät, dann ...«

Er bringt den Satz nicht zu Ende. Offenbar mag er es nicht, wenn jemand einen Abschussbefehl gibt. Wahrscheinlich stand auch er vor der Wahl, sehr lange Zeit gesiebte Luft zu atmen, oder für E-Branch zu arbeiten.

Eine Antwort geben kann ich nicht, denn das könnten sie hören. Ich stehe direkt vor der offenen Tür. Und der Informant redet und redet. Gerade kommt er zu dem Punkt, dass ein Team geschickt wird, um Mahadani zu verhaften.

»Schon da!«, rufe ich auf Arabisch, drehe mich in den Raum und schieße.

Mahadani, meine Zielperson, erwischt es zuerst.

Drei Kugeln hämmern in seinen Kopf.

Anschließend werfe ich mich nach vorne, eine Rolle und schon liege ich in Position, um einen von Mahadanis Leuten zu töten.

Er hält eine alte P 38 in Händen; keine Ahnung, wo er das Museumsstück herhat, und will schießen.

Ich bin schneller. Auch hier sind es drei Kugeln. Eine in den Bauch; er wird zwar nach hinten geworfen, krümmt sich aber nach vorne.

Die beiden nächsten erwischen den Kopf und bereiten seinem Leben ein Ende.

Der Dritte hat inzwischen das Küchenfenster erreicht. Er will es aufreißen, denn durch das Glas zu springen traut er

sich nicht. Oder er sieht, dass es sich um ein mehrfach verglastes Fenster handelt und man sehr viel Wucht braucht.

Wieder drei Kugeln – eine in die linke Kniekehle.

Er sackt schreiend zusammen, ehe ihn zwei Kugeln in den Hinterkopf treffen und seine Schreie beenden.

»Roberts, ist noch jemand im Haus?«

»Ich weiß nicht! Es sind ja keine Kameras installiert, die ich anzapfen könnte!«

»Hol die Drohne rein und schau nach! Schnell!«

»Ich darf die Drohne nicht einfach ...«

»Mach, was ich dir sage!«, schnauze ich ihn an, während ich zu unserem Informanten gehe.

Sein Gesicht ist völlig angeschwollen, nur aus Schlitzeln blicken seine Augen hervor. Blut läuft aus Wunden, aber keine ist tödlich.

»Allah schickt dich!«, wisper er. »Bitte binde mich los.«

»Du hast geredet!«, sage ich. »Da du für uns gearbeitet hast, gebe ich dir zwei Minuten. Mach deinen Frieden!«

»Nein! Bitte, ich will nicht sterben! Was hätte ich tun sollen?«

»Nicht reden!« Ich trete hinter ihn. »Die Zeit läuft!«

Wirklich beginnt er, ein leises Gebet zu sprechen. Ich warte, bis er fertig ist und ein leises Schluchzen hören lässt.

Wieder drei Kugeln, direkt in den Hinterkopf.

Er zuckt zusammen, aber dies durch die Wucht der Einschläge. Der Tod ist sehr viel schneller als der Schmerz.

»Es ... ist niemand mehr im Haus!«, sagt Roberts.

»Danke!« Ich schaue mich um. Nichts deutet darauf hin, dass ich hier war. Selbst meine DNA dürfte nur in kleinsten Dosen vorhanden sein.

Ohne Hast schraube ich den Schalldämpfer ab und stecke ihn ein. Dann lasse ich das Magazin aus dem Griff gleiten und schiebe ein neues, volles ein.

Nachdem ich die Waffe verstaut und die Weste geschlossen habe, lasse ich die Rolläden in jenem Raum hinab, in dem die Leichen zu sehen sind. Dann verlasse ich das Haus, ziehe die Tür ins Schloss und verschließe es mit meinem kleinen, überaus nützlichen Werkzeug.

»Stell mich zu Blake durch!«, bitte ich Roberts, während ich ohne jede Eile die Straße entlanggehe.

Es dauert nicht lange, bis sich Blake meldet.

»Mahadani, seine Freunde und auch unser Informant sind unpässlich!«, lasse ich ihn wissen. »Wenn meine Brille den Einsatz aufgezeichnet hat, können Sie sich die Szenen anschauen!«

»Ich habe sie live verfolgt; inklusive Ihrer Kommunikation mit Roberts! Ich bin ... schockiert, Agent McAllister!«

Erstaunt halte ich inne. »Schockiert? Ich hatte den Eindruck, der Einsatz sei zufriedenstellend verlaufen. Was hat Ihnen an meinem Vorgehen missfallen?«

»Sie missverstehen!«, sagt Blake. »Sie waren mörderisch effizient. Ich habe einige Einsätze verfolgt, aber solch eine Präzision und eine solch kaltblütige Tötung habe ich noch nie erlebt! Vor allem auch im Bezug auf unseren Informanten.«

»Danke, Sir! Ich fasse das als Kompliment auf!«

»Das war es auch. Glaube ich ...« Er denkt kurz nach. »Wir können uns ein Debriefing sparen, da wir ja miteinander sprechen. Ich bin vollauf zufrieden. Sie haben zuerst die wichtigste Person eliminiert, ehe sie die anderen töteten. Keine Zeugen, das Haus durchsucht ... Wir werden nun Kollegen des Six schicken, die sich umsehen. Sie hingegen können sich schon jetzt auf Weihnachten freuen; fahren Sie nach Hampton Hill House und erholen Sie sich. Ich werde Sie erst im Januar wieder benötigen; dann aber regelmäßig!«

»Verstanden. Und Sir – sagen Sie Roberts, er soll niemals wieder mit mir *während eines Einsatzes* diskutieren. Oder geben Sie mir jemanden, der erst gar nicht auf eine solche Idee kommt!«

»Ich spreche mit ihm! Sie haben das Sagen, wenn die Aktion läuft. Sie wissen, was Sie tun, das haben Sie heute bewiesen!«

Ohne noch einmal in das Hotel zu gehen, steige ich sofort in den Wagen.

»Roberts, ich bin raus! Schöne Feiertage!«

»Danke!«, erwidert er kühl. Offenbar hörte er das Gespräch mit.

»Eines noch – gab es Zeugen, die mich hineingehen oder herauskommen sahen?«

»Negativ; die Straße war leer, die Sicht durch die Fenster der umliegenden Häuser ist mit Sträuchern und Bäumen verstellt.«

»Danke!«

Ich beende die Verbindung, werfe die Datenbrille auf den Beifahrersitz und halte kurz inne. *So also fühlt sich ein Einsatz an!* So lange her ... und es ist noch immer jenes prickelnde Erlebnis, das mich einst trunken machte.

VI

Von der Rache

Hampton Hill House, 15. Dezember

Karens Haar duftet nach Kastanien.

Wir beide sitzen auf dem bequemen Sofa im Wohnzimmer des Hauses und hängen unseren Gedanken nach.

Anfänglich saßen wir artig nebeneinander, tranken Tee und unterhielten uns. Nun aber, nachdem ich es mir be-

quem gemacht habe, liegt sie halb auf mir, hält ihre Augen geschlossen und genießt die Nähe zu mir.

Meine Hände spielen unbewusst mit ihren Haaren. Ihr gleichmäßiger Atem lullt mich ein.

Uns gegenüber, auf einem zweiten Sofa, sitzen meine Eltern und haben zu meinem Erstaunen eine ganz ähnliche Position eingenommen. Hin und wieder schaut meine Mutter jedoch herüber und lächelt zufrieden.

Offenbar gefällt ihr, dass ich spät am Abend zurückkehrte, einen Happen aß und mich dann sofort in mein Zimmer begab – wo Karen auf mich wartete.

Wir frühstückten gemeinsam, dann machten wir beide einen sehr langen Spaziergang. Mein Plan war es gewesen, ihr bei dieser Gelegenheit den Laufpass zu geben. Ihr zu sagen, dass auch andere Mütter hübsche Töchter haben und ich nicht die passende Frau für sie sei. Ich hatte vor, ihr einen minutiösen Bericht dessen zu geben, was ich getan hatte.

Es war mir nicht gelungen.

Karen hatte meine Hand umfasst und das Bild eines glücklich verliebten Teenagers abgegeben. Ihr sonniges Gemüt hatte jeden Gedanken daran, sie in Tränen aufgelöst davonlaufen zu sehen, schier unmöglich gemacht.

Ich mag Menschen töten; die Gefühle junger Frauen jedoch töte ich nur, wenn es sich gar nicht vermeiden lässt.

Und so weit sind wir noch nicht.

So kommt es, dass wir auf dem Sofa sitzen und unsere Gedanken treiben lassen.

»Wie war es?«, fragt meine Mutter unvermittelt.

Ich schenke ihr einen schmutzigen Blick. »Was meinst du? Die vergangene Nacht?«

Sie lacht leise. »Nein, das meine ich nicht. Ehrlich gesagt hast du nicht ausgesehen, als würdest du dich nach etwas

anderem als deinem Bett und sehr viel Schlaf sehnen, als ich dich in der Küche traf.«

Damit hat sie absolut recht. Ich genoss zwar Karens Näher, mehr aber nicht. Der Flug, die Fahrt, der Einsatz, die Heimfahrt ... Ich war todmüde, als ich auf Hampton Hill House ankam. »Du meinst meinen Einsatz!«

Sie nickt.

»Im Grunde, wie erwartet. Eine kleine Schwierigkeit ergab sich, wurde jedoch behoben. Am Ende war Blake, mein Vorgesetzter, zufrieden.«

»Wen hast du getötet?«, fragt Mutter. Dabei schaut sie mich ernst an.

»Terroristen.«

Karen öffnet die Augen und schaut mich von unten hervor an. »Terroristen?«

»Ja. Mahadani hieß einer, die anderen kenne ich nicht. Kein Zweifel, dass sie etwas planten, um die Menschen in London in Angst und Schrecken zu reißen. Oder in den Tod ...«

»Der Name sagt mir etwas«, lässt mich mein Vater wissen. »Er war in den Nachrichten. Hatte er nicht mit den Anschlägen in Madrid zu tun?«

»Das wird vermutet«, gebe ich zu.

Karen umschließt meine Hand mit ihrer, unsere Finger verknoten sich etwas.

»Ich nehme an, du wirst Weihnachten bei uns verbringen?«, fragt Mutter und wechselt damit zum Glück das Thema. Ich möchte mit ihr nicht über meine Einsätze sprechen!

»Das hatte ich vor«, erwidere ich leise.

»Oh, ich meinte deine Freundin!«

»Wenn ... Deirdre es möchte ...«, sagt sie schüchtern und schaut wieder zu mir.

Dies ist, so wird mir klar, die letzte Chance, die Sache zu beenden. Wenn ich nun zustimme, wird Karen ihren Facebook-Status ändern und kleine, rote Herzchen versprühen, wo immer sie auch hingeht.

Meine Mutter schaut mich erwartungsvoll an.

»Ich hoffe doch, dass wir so viel Zeit wie möglich miteinander verbringen«, erwidere ich schließlich. Mir wird klar, dass ich Karen noch immer nicht in Tränen aufgelöst aus dem Haus laufen sehen möchte. Sie hat diese zuckersüße Art, die auch kleine Hunde haben. Man kann ihnen auch dann nicht böse sein, wenn sie gerade ein wertvolles Kissen zerfetzt haben.

Zudem hat Karen sehr wohl mein Herz berührt; dies zu leugnen wäre falsch. Nicht in dem Maße, das ich als notwendig erachten würde, um bereits Herzchen zu versprühen – aber genug, um sie nicht zu verletzen.

Karen drückt meine Hand, ihre Augen glühen. Sie ist in diesem Moment das glücklichste Hündchen von ganz Schottland.

Die Augen meiner Mutter funkeln zufrieden. Noch immer ist mir nicht vollends klar, warum sie einen solchen Narren an Karen gefressen hat. Andererseits ist es mir lieber, als würde sie die Kleine ablehnen.

Ich schließe die Augen – und da ist sie, die Stimme.

Gefahr!

Raus aus dem Wohnzimmer!

Jetzt!

Ich drücke Karen nach oben. »Wir müssen hier raus! Sofort!«

Erschrocken springen meine Eltern von der Couch. »Was in aller Welt ...«

Ich blicke zu dem großen Fenster und sehe einen Kombi durch den Garten pflügen. Er rast auf das Haus zu, seine

Räder werfen Schnee und Erde auf.

»Sofort in den Schutzraum! Wir müssen ...«

»Eure Ladyschaft, ein Wagen nähert sich vonseiten der Auffahrt. Er ist sehr schnell!«, ruft Hobbson in diesem Moment.

»Nach unten!« Ich scheuche Karen und meine Eltern in die Halle. Sie müssen in den Keller; seit Cromwells Zeiten besitzen wir dort unten einen Unterschlupf für Königstreue. Er ist nun die einzige Chance, denn das Haus wird angegriffen.

Zum Glück stellen weder meine Eltern noch Karen Fragen. Meine Mutter umfasst Karens Hand und zieht sie mit sich.

Auch ich eile in die Halle, nehme jedoch den Weg hinauf zu meinem Zimmer.

Die Wagen jagen heran. Sie sind schon verflüchtigt nahe.

Stufe um Stufe flitze ich hinauf. Manche glauben, wenn man zwei oder drei Stufen auf einmal nimmt, sei man schneller, aber zumindest in meinem Fall stimmt das nicht. Ich bin am schnellsten, wenn ich Stufe um Stufe nehme.

Im ersten Stock angekommen laufe ich den Gang entlang. Der Wagen, der durch den Garten kommt, hat sein Ziel fast erreicht.

Ohne auf die Wucht zu achten, stoße ich die Tür auf, gehe zum Schrank, in dem meine Waffen liegen, und nehme *beide* Glocken sowie das Gewehr, welches ich mir über die Schulter hänge.

Ich aktiviere das Smartphone und die Brille, damit das nun Folgende aufgezeichnet wird, laufe aus dem Zimmer – und höre den Knall, als der Wagen durch das breite Fenster des Wohnzimmers stößt und plötzlich in der Halle steht.

Türen fliegen auf, Männer springen ins Freie. Sie schauen

sich um – und sterben, als ich auf sie schieße.

Der erste Stock verfügt über einen zur Halle hin offenen Gang. Lediglich ein hölzernes Geländer sichert ihn. Und an diesem stehe ich nun und feuere in die Tiefe.

Vier Männer sterben sofort, ein weiterer kann sich in Sicherheit bringen.

Als ich den Gang entlang laufe, eröffnet er das Feuer. Hinter mir zerstören die Kugeln aus dem Schnellfeuergewehr das Holz, Splitter fliegen davon.

An der obersten Treppenstufe angekommen, setze ich mich auf das Geländer und rutsche herab, dabei auf jenen einen Mann schießend, der das Maschinengewehr in Händen hält.

Drei Kugeln brauche ich, dann stirbt er endlich.

Der Wagen, der die Auffahrt hinauf kam, hatte derweil gestoppt. Ich sehe, dass sich Kämpfer im Rondell verteilen und auf die Glasscheiben links und rechts der Tür schießen.

Ich hingegen lade die Glock neu, stecke sie dann aber ein und nehme mir zwei Maschinenpistolen und sechs Magazine der Toten.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass sowohl meine Eltern als auch Karen zurückgekehrt sind und nun durch einen Schlitz schauen, den die Tür hinab zum Keller bietet.

Zeit, mich um sie zu kümmern, habe ich keine. Stattdessen entsichere ich die Maschinenpistolen und gehe zu der zerstörten Scheibe. Dabei schieße ich auf alles, was sich bewegt.

Zwar versuchen die Angreifer, mich zu töten, doch mein Auftreten und mein Zorn lassen sie in wilder Furcht verziehen.

Das ist nicht ungewöhnlich. Schon einer unserer Ausbilder sagte uns, dass Angreifer oftmals deswegen gewinnen,

weil sich die Verteidiger irgendwo verschanzen. Sie haben Zeit, sich einen Plan auszudenken.

Hat man genug Mut, kann man sie am besten dadurch aus dem Konzept bringen, dass man ihnen entgegengeht. Tut man es, darf man sich durch feindlichen Beschuss nicht aufhalten lassen. Man muss jedoch so schnell und so sicher sein, dass die Gegner nicht in Ruhe zielen können.

Bisher kam ich diesem Rat exakt zweimal nach; beide Male befand ich mich in höchster Bedrängnis.

Auch jetzt ist mir klar, dass ich mich nicht verschanzen darf. Hilfe ist nicht zu erwarten, niemand sonst im Haus kann ernsthaft mit einer Waffe umgehen.

Karen vielleicht, aber die Wärterinnen tragen keine Pistolen, sondern Stöcke und Pfefferspray.

Und mein Vater geht hin und wieder auf die Jagd, aber auf Menschen geschossen hat er noch nie.

Ich schieße und schieße.

Immer nur zwei, drei Kugeln.

Nicht alle treffen, aber viele zerstören die Deckung der Gegner, zwingen sie zur Flucht – und treffen dann.

Erst, als die Magazine leer sind, gehe ich hinter einer Säule in Deckung und lade nach. Dann drehe ich mich links herum aus der Deckung hervor, laufe zur Treppe und springe sie herab. Unten rolle ich über die linke Schulter in Position und töte jene, die noch immer auf mich schießen.

Die gesamte Aktion dauert vielleicht fünf Minuten.

Dann herrscht plötzlich Stille.

Sekundenlang frage ich mich, ob das alles war, doch dann höre ich die Helikopter kommen. Ich wirbele herum und bedeute meine Eltern, endlich in den Schutzraum zu gehen.

Sie nicken und schließen die Tür.

Gefahr! Deckung!

Wieder die Stimme, und Sekunden später detoniert der Kombi in der Halle.

Würde mich nicht die gleiche Säule wie zuvor schützen, mein Leben wäre keinen Pfifferling mehr wert.

So aber kauere ich mich zusammen und lasse den Druck, die Trümmer und die Hitze an mir vorbeifließen.

Kaum ist die Detonation abgeklungen, als ich auch schon zum Eingang spurte und zur Treppe laufe.

Ich habe die erste Biegung genommen, als auch der zweite Wagen explodiert.

Die Halle ist zerstört, ein großes Loch klafft in der Decke neben dem Eingang.

Und dort oben sehe ich einen Helikopter in Stellung gehen.

Sofort kauere ich mich nieder und lasse die Sniper von der Schulter gleiten.

Das Magazin ist voll, ich brauche nur die Schutzklappe vom Zielfernrohr zu entfernen und die Waffe zu entsichern.

Deutlich sehe ich die beiden Bell, die nun in Position gegangen sind.

Eine Leine wird herabgeworfen, dann noch eine.

Ich kenne das System; das Bodenteam kann sich nun ganz einfach abseilen.

Kaum sehe ich den ersten Mann an dem offenen Ausstieg, als ich auch schon abdrücke.

Die Kugel trifft den Kopf des Mannes und schleudert ihn zurück in den Helikopter.

Ein zweiter Mann erscheint geduckt an der offenen Klappe und schaut sich um, ein Maschinengewehr in Händen.

Ich könnte auch ihm in den Kopf schießen, sehe aber, dass er mehrere Granaten am Gürtel trägt.

Ich habe noch nie – noch niemals zuvor – auf eine Grana-

te geschossen. Ich habe daher keine Ahnung, was wohl passieren wird.

Nun aber tue ich es. In Gedanken bitte ich Andraste, die keltische Göttin des Sieges in der Schlacht, darum, mir eine glückliche Hand zu schenken.

Ich schieße, treffe – und augenblicklich detoniert die Granate. Sie zerfetzt den Helikopter, die Wucht drückt die Maschine nach links – und dort setzt der zweite Bell Bodentruppen ab.

Beide Maschinen kollidieren und das Wrack des Ersten reißt den noch intakten zweiten Bell in den Abgrund.

Kurz sehe ich, dass einer der Männer, der den zweiten Helikopter verlassen wollte, panisch zappelnd am Seil hängt, als der Absturz beginnt. Dann aber jagt ein Metallteil des Wracks heran und plötzlich hängt nur noch ein zukender Teil des Mannes am Seil, während der Rest zu Boden fällt.

Beide Maschinen stürzen zu Boden und detonieren.

Drei Männer sehe ich, die sich abgeseilt haben, nun aber ein wenig unschlüssig vor dem Haus stehen.

Drei sehr schnell aufeinander abgefeuerte Schüsse später sind auch sie in die Anderswelt eingetreten.

Die Banshee kann zufrieden sein; dies ist ein großer Tag für die Todesgöttin.

Langsam erhebe ich mich. Nun erst werde ich mich des Adrenalins bewusst, das durch meine Adern rauscht. Mein gesamter Körper ist gespannt, ich nehme jedes Detail scharf und klar wahr.

Den Geruch von brennenden Wrackteilen, der durch die zerstörte Halle ins Innere weht.

Den Geruch nach verbranntem Fleisch, der hier, im Innern seinen Ursprung hat. Die Leichen der Angreifer verbrannten wohl, als die Bombe in ihrer unmittelbaren Nähe

detonierte.

Das Knistern von Feuern, das Knacken von Beton, das leise Rieseln von Putz, der zu Boden fällt.

Das hektische Atmen von Hobbson, der hinter mir auftaucht, am ganzen Leib zitternd.

»Bei allen Göttern!« Meine Mutter betritt das, was einst die Halle war, und schaut sich um. Ihr folgen Vater und Karen.

Sie alle schauen sich um, dann blicken sie zu mir.

»Ich habe nie in meinem Leben gedacht, dass jemand tatsächlich mit zwei Maschinenpistolen gleichzeitig schießt und dabei ohne Schutz dem Gegner entgegengeht. Die Kugeln sind rund um dich eingeschlagen, aber keine hat dich getroffen!« Mutter starrt mich an und ich glaube, zum ersten Mal begreift sie *wirklich*, was ich tue oder was ich kann.

»Es ist der direkte Weg, wenn man seine Gegner ausschalten will«, murmele ich und schaue mich um.

Maßloser Zorn erfasst mich. Und ich weiß, an wem ich ihn auslassen werde!

VII

Vom Zorn und höherer Gerechtigkeit

London, 16. Dezember

»Sie können nicht einfach da rein! Hey, Mister Blake ist ...«

Was er ist, erfahre ich nicht. Zumindest nicht von seinem Mitarbeiter, einem Jüngling in perfekt sitzendem Anzug.

Ohne innezuhalten, stoße ich die Tür auf und betrete das große Büro.

Blake sitzt hinter seinem Schreibtisch und schaut mich erschrocken an, sein Besucher, der ihm gegenüber sitzt und gerade etwas aus seinem Aktenkoffer holen will, schenkt

mir hingegen einen missbilligenden Blick.

»Agent McAllister, ich bin in einer Besprechung! Lassen Sie sich einen Termin geben, wenn Sie ...«

Blake kann den Satz nicht beenden. Ich trete an den Tisch heran, greife nach dem Aktenkoffer seines Besuchers und schleudere ihn durch die noch immer offene Tür. Akten fliegen durcheinander und landen auf dem Boden, auch Datenträger sehe ich.

»Das ist topsecret!«, brüllt mich der Mann an, springt auf und läuft in den Nebenraum, um seine Unterlagen zu packen.

Kaum ist er raus, als ich auch schon die Tür schließe und den Schlüssel umdrehe.

»Sie gehen zu weit!«, sagt Blake. »Denken Sie dran, dass ich Sie jederzeit zurück nach Eastwood Park schicken kann! Öffnen Sie sofort diese ...«

»Mund halten!«, fahre ich an. Dann lege ich ihm das Smartphone vor und starte die Aufzeichnung.

Sie zeigt den Überfall auf Hampton Hill House aus meiner Sicht; es wirkt, als würden Szenen eines verdamnten First Person Shooters zu sehen sein.

Schweigend schaut Blake auf die Zerstörung.

Dann, als der Film endet, hebt er den Blick. »Was in aller Welt war das?«

»Das sind Hampton Hill House sowie meine Eltern und ... meine ... Freundin. Der Angriff riss uns gestern aus der Lethargie; nur wenige Stunden, nachdem ich ohne Zeuge Mahadani aus dem Weg geräumt habe!«

»Woher sollen die Islamisten wissen, wo Sie wohnen?«, fragt Blake. »Und wieso sollen Sie wissen, dass Sie daran beteiligt waren? Vor allem aber – woher wollen *Sie* wissen, dass beides im Zusammenhang steht?«

»Das sind gute Fragen!«, erwidere ich sarkastisch. »Fan-

gen wir mit der letzten an!« Ich lege ihm eines der Beken-
nerschreiben vor, die wir – die Polizei und ich – bei *jedem*
Terroristen fanden.

Absender ist eine Gruppe namens *Feuriges Schwert des Is-
lam* und in ihm heißt es, dass diese Aktion ein Racheakt für
den Tod des Bruders Mahadani sei.

Schweigend liest Blake den Zettel.

»Und nun die Frage, woher sie meine Adresse hatten!«

Blake blickt mich an und sieht, dass ich auf meinen Ober-
arm deute.

Er wird bleich. »Nur wir können ihn orten!«

»Und damit kommen wir zur noch letzten Frage. Woher
wusste das feurige Schwert des Islam, wer Mahadani er-
schossen hat?«

»Jemand muss Sie gesehen haben!«

»Jemand, der meinen Namen kennt und zufällig den
Chip orten kann?«

Blake schweigt und denkt nach. Ich weiß, dass er zur ein-
zig logischen Schlussfolgerung gelangen wird.

Zu jener, zu der auch ich gelangte.

Es gibt einen Verräter in den eigenen Reihen!

Als er mich anschaut, sehe ich die Erkenntnis in seinen
Augen. Dann aber weicht er zurück. »Sie denken aber
nicht, dass ich Sie und Ihre Familie ans Messer geliefert
habe?«

»Sie haben mir den Chip verpasst, Sie haben mir den
Auftrag gegeben ... Und Sie wussten, wo ich mich aufhal-
te, vom Chip ganz abgesehen. Sie sagten, ich solle nach
Hause fahren ...«

»Ich schwöre, dass ich es nicht war!« Er schaut dorthin,
wo er meine Waffe vermutet.

Langsam lasse ich meine Hand zum Griff einer Waffe an
der Hüfte gleiten. »Ich denke, ein kleiner Test wird sehr

schnell Licht in die Angelegenheit bringen!«

Blake schwitzt. »Machen Sie keine Dummheit!«, sagt er leise.

Ich lächle. »Ich begehe *niemals* Dummheiten. Alles, was ich tat, war geplant. Und falls nicht, gebe ich es nicht zu und behaupte Gegenteiliges!«

Mit einem Ruck ziehe ich ein Messer hervor.

Blake wirft sich mit seinem Stuhl ein wenig zurück in Erwartung, ich würde nun eine Pistole auf ihn richten.

Dann aber sieht er, dass ich ein langes Messer in der Hand halte.

Er leckt sich über die Lippen. »Ich schwöre, dass ich Sie nicht verraten habe! Nach diesem einen Einsatz denke ich, dass Sie mein bestes Pferd im Stall sind! Zudem *hasse* ich den Islam! Bis 2001 glaubte ich, dass nun eine Zeit des Friedens angebrochen sei. Und dann müssen diese Idioten das World Trade Center angreifen. Ich ...«

Er hält inne, als ich den Ärmel meines Pullovers nach oben ziehe und den Chip ertaste. »Was tun Sie da?«

»Raten Sie, Blake!«

Mit der Messerspitze ritze ich die Haut ein, schiebe im Geiste den Schmerz beiseite. *Nicht jetzt! Später! Lass dich später trösten, aber jetzt tue, was getan werden muss!*

»Ich sagte Ihnen, dass dieser Chip auf keinen Fall entfernt werden darf. Wie sollen wir Sie unter Kontrolle halten, wenn Sie ...«

Er ist draußen, noch bevor er den Satz beenden kann.

»Rufen Sie an, wen immer Sie anrufen müssen, und sagen Sie, dass dies mit Ihrer Erlaubnis geschah!«

»Ich werde Sie nicht ohne die geringste Kontrolle herumlaufen lassen! Was, wenn Sie nach Italien ...«

Ich schlage auf den Tisch. »Meine Familie wurde angegriffen! Ich habe fast meine Eltern und meine Freundin

verloren! Sie haben einen Maulwurf in Ihrer Abteilung! Sie glauben doch nicht, dass ich mich zur Zielscheibe mache!«

»Und Sie glauben nicht, dass ich Sie ohne solche Ortung herumlaufen lasse!«, ruft er.

»Gut!« Ich setze mich in den Sessel, lege das Messer und die Pistole auf den Tisch und schlage die Beine übereinander. »Dann rufen Sie nun ein paar Kollegen, die mich zurück nach Eastwood Park bringen!«

»Sind Sie ... verrückt?«, fragt er leise.

»Nein. Meine oberste Priorität ist es, jene zu schützen, die ich liebe. Mit Chip kann ich mich ihnen nicht mehr nähern. Der Preis ist mir zu hoch! Lieber kehre ich zurück, damit sie in Sicherheit sind!«

»Ginger Red ist tot!«, sagt Blake. »Für Sie gibt es kein Zurück.« Er nimmt meine Dienstwaffe und entschert sie. Dann richtet er sie auf mich. »Das ist der einzige Ausstieg für Sie!«

Ich blicke ihm kalt entgegen. »Wenn es das ist, was ich tun muss, um meine Eltern und Karen zu schützen ...«

Sekunden verstreichen, in denen wir einander anstarren. Sein Blick flackert, dann sichert er die Waffe und wirft sie mir zu. »Also schön, McAllister! Ich kann Ihre Besorgnis verstehen. Ja, das kann ich! Ich muss mich nun auf Ihr Wort verlassen. Auf Ihre Loyalität! Ich muss verrückt sein, das zu tun.«

»Meine Loyalität gehört Ihnen und sie ist sicherer und zuverlässiger als jeder Chip! Sie haben keine Ahnung, was mir deutsche und italienische Polizisten anboten, wenn ich zum Pentito¹ werde. Aber ich habe das Omertà² nie gebro-

¹ »Geständiger« oder »Reuiger«, der gegen die Schweigepflicht der Mafia verstößt

² Schweigegelübde der Mafia

chen! Meine Loyalität gegenüber meiner *ehrenwerten Familie* wog schwerer als alles, was man mir anbieten konnte. Inklusiv der Freiheit, sollte ich als Kronzeugin aussagen!«

»Also gut! Nehmen Sie Ihre Waffen und verschwinden Sie! Und lassen Sie meinen Besucher wieder rein!«

Ich stehe auf, gehe zur Tür und öffne.

»Sie haben wohl keine Ahnung, wer ich bin?«, brüllt mich der Mann an, dessen Unterlagen ich durch die Tür geworfen habe.

»Nein, und es ist mir auch egal!«

»Ich bin Frederik Pimms, Zweiter Untersekretär des PM!«

»Zweiter Untersekretär des PM? Dann richten Sie ihm von mir aus, dass ich ihn für einen Wichser halte!«

»Das ist ja ... Wer in aller Welt sind Sie?«

»Fragen Sie Blake. Vielleicht sagt er es Ihnen. Oder er sagt es nur dem ersten Untersekretär, wer weiß!«

»Nicht mal dem!«, ruft Blake, dann wirft Pimms die Tür ins Schloss.

»Zum Glück ist er wieder drin!«, sagt der Jüngling. »Schrie hier rum und rief, ich solle die Tür aufbrechen lassen.« Er schenkt mir ein Lächeln, sein Blick gleitet an mir herab. »Seinen Koffer durch die Tür zu werfen, war eine coole Aktion!«

»Nicht nachmachen!«, warne ich. »Außer, Sie sind, was ich bin, *und* Sie sind bereit, Ihr Leben wegzuworfen, um andere zu schützen.«

Damit lasse ich ihn stehen und gehe davon.

Der Chip ist aus dem Arm, ich bin frei! *Ich könnte nach Italien fliegen! Ich könnte meine alten Freunde treffen, mit Papa reden ... Ich könnte untertauchen und mein Leben genießen. Eine kleine Operation, und niemand wird mich jemals erkennen!*

Ein begehrlisches Wispern erklingt tief in meinem Innern.

Der Wunsch, an mein altes Leben anzuknüpfen, wird mit jeder Sekunde stärker.

Dann aber wird mir klar, dass es diesmal ein endgültiger Abschied von der Familie wäre. Keine Rückkehr an Weihnachten, keine liebevollen Umarmungen meiner Mutter.

Ich wäre eine Geächtete, auch auf Hampton Hill House. Mutter würde nicht verstehen, warum ich es tue.

Und Karen ...

Seltsamerweise fällt sie mir ein; ihr schmerzverzerrtes Gesicht, wenn sie davon erfährt. Ihre Trauer, mich verloren zu haben, und auch meine Wut, dass ich so wenig Rückgrat besitze.

Und was wäre mit meinen Sprüchen, die Loyalität Blake gegenüber betreffend?

Meine Ehre – dahin. Geopfert rein egoistischen Wünschen und Trieben.

Es geht nicht! Das Leben in der ehrenwerten Familie ist ein für alle Mal vorbei! Ich bin zurückgekehrt in den Schoß der Gesellschaft, meine Eltern haben mir verziehen und umsorgen mich.

Und Karen ...

Und Karen ...

Und Karen ...

Der Anruf kommt in den frühen Abendstunden.

»Agent McAllister – ich sagte, dass ich Sie in diesem Jahr nicht mehr benötigen würde. Dennoch biete ich Ihnen einen Auftrag an!«

Seufzend blicke ich zu dem bereits gedeckten Tisch.

Hampton Hill steht momentan leer, wir begaben uns noch am Tag des Angriffs geschlossen nach Hampton Home, unser Haus in Edinburgh.

Einst diente es der Familie als ständiger Wohnsitz. Damals, als mein Großvater noch Geschäften nachging und ein Büro in der City unterhielt.

Ich selbst erlebte diese Zeit nicht mehr, denn mein Großvater wurde krank, noch bevor ich zur Welt kam.

Dennoch besitzen wir das Haus und wie Marble Hall wird es von einem Ehepaar in Schuss gehalten.

Nun leben wir hier, während Bauarbeiten begonnen haben, um das beschädigte Hampton Hill House wieder aufzubauen.

Es ist nicht das erste Mal, dass unser Familiensitz in Mitleidenschaft gezogen wurde. Damals, als Cromwell den König stürzen wollte, gab es auch in unserer Gegend Kämpfe. Meine Familie, durch und durch die Monarchie und auch Charles den Ersten unterstützend, musste für ihre Treue zahlen.

Nicht, dass uns dies gestört hätte, denn es war eine Ehre, für seine Majestät in den Kampf zu ziehen ...

Nachdem Charles der Erste seinen Kopf verloren hatte, gingen etliche Mitglieder der Familie in den Untergrund und unterstützten seinen Sohn, Charles den Zweiten. Nach dessen Krönung zeigte er sich seinen Freunden gegenüber großzügig und wir partizipierten auf mannigfaltige Weise von unserer Treue.

Auch nun glaube ich nicht, dass die Familie für die Schäden aufkommen muss. Schließlich stand der Angriff in einem direkten Zusammenhang mit meiner Arbeit für den Staat. Ergo soll der Staat dafür sorgen, dass Hampton Hill House in altem Glanz erstrahlt!

Karen, die sich nach dem Angriff krankgemeldet hatte - etwas, das die Direktorin nicht nur hinnahm, sondern unterstützte, da man nach solch einer Erfahrung (und die haben wirklich zwei Wagen gesprengt? Und Miss Red ...

Lady McAllister ... hat sie mit Maschinenpistolen ausgeschaltet? So, wie man es in Filmen sieht? Du meine Güte, ich dachte nie, dass sie wirklich all diese Dinge kann. Ich meine ...!) Zeit brauche, um den Terror zu verkraften – saß bereits am Abendtisch.

Auch meine Eltern waren zugegen, sahen mein säuerliches Gesicht und schenken mir ein aufmunterndes Lächeln.

»Um was geht es?«

»Wir haben jene Zelle des *Feurigen Schwerts des Islams* aufgespürt, die den Angriff auf Hampton Hill House organisierte. Sie halten sich kaum fünf Minuten von Ihnen entfernt in einem alten Haus in der Crewe Road auf.«

»Ich bin unterwegs!« Damit laufe ich zu meinem Zimmer.

»Wir müssen mehr über diese Gruppe wissen! Lassen Sie einen von ihnen am Leben! Ich halte ein Team im Hintergrund, das ihn an einen Ort bringt, an dem wir uns mit ihm befassen können. Sicherlich haben auch der Six und die Amerikaner ein paar Fragen an ihn!«

»Das sollte kein Problem sein!«, erwidere ich. »Ist Roberts auf dem Weg?«

»Roberts ist in Urlaub; wir müssen schnell handeln; ich verbinde Sie ausnahmsweise mit dem Operations-Center. Sie spielen mit den großen Jungs!«

»Gut!« Ich aktiviere die Freisprechfunktion, während ich mich umziehe. »Es sind nur wenige Stunden vergangen – wie kommt es, dass Sie die Gruppe schon haben?«

»Die Kollegen, die sich mit islamischen Terroristen befassen, kannten die Gruppe bereits. Sie setzten ein paar Puzzleteile zusammen, sprachen mit Kontaktleuten und schließlich hatten wir eine Adresse!«

»Sehr gut! Ich bin gleich unterwegs!«

Als ich das Headset aktiviere, werde ich bereits von einem namens Bruce Falkner begrüßt, mein Operator an diesem Abend.

Und er wirkt sehr viel verfahrenener als Roberts.

»Ich freue mich auf unsere Zusammenarbeit! Wir kennen die Aufnahmen von Mahadani und dem Angriff auf das Haus Ihrer Familie. Selten bessere Arbeit gesehen!«

»Danke, Mister Falkner!«, erwidere ich, schon auf dem Weg zum Wagen.

»Bruce! Kein Grund für übertriebene Höflichkeit! Du hast die Adresse?«

»Blake schickte sie auf mein Phone!«

»Gut! Wir haben zwei Leute zur Beobachtung vor dem Haus und ein Team, das den Gefangenen abtransportieren wird. Außerdem eine Drohne. Es sollte also alles nach Wunsch laufen.«

»Das werden wir sehen«, erwidere ich. »Wenn der Job getan ist, dann werde ich sagen, dass alles nach Wunsch gelaufen ist!«

»Gute Einstellung!«, erwidert Bruce und schweigt, bis ich das Ziel erreiche.

Das Haus ist alt, aber noch immer gut in Schuss. Die Farbe an den Fenstern und an der Tür – dunkles Grün – wirkt frisch, die Fassade ist einigermaßen sauber und die Verglasung ist intakt.

Bruce hatte kein Problem, die winzige Spionage-Drohne an einem kleinen Fenster im oberen Bereich der Tür zu platzieren und so sicherzustellen, dass ich ins Innere vordringen kann, ohne sofort auf Wachen zu stoßen. Auch hat er keinen Sprengstoff orten können, und die Drohne sei

sehr wohl in der Lage, diesen durch die Tür aufzuspüren.

»Laut unseren neuesten Informationen halten sich fünf Personen im Innern auf!«, sagt der Operator, als ich vor der Tür in die Hocke gehe, um das Schloss zu öffnen. »Der Weg ist frei bis ...«

Er schweigt, denn hinter mir jagen Polizeiwagen heran. Zudem schwebt ein Helikopter ein und geht mitten auf der Straße nieder, nicht weit von dem Wagen entfernt, in dem das Beobachter-Team sitzt.

»Weg von der Tür!«, schnarrt mich ein Polizist an.

Zivile Beamte springen aus dem Helikopter und laufen auf mich zu. Sie halten Waffen in Händen, scheinen sich jedoch nicht um mich zu kümmern.

»Bruce?«

»Moment, ich telefoniere! Wenn sich einer eingemischt hat, gibt es aber Ärger!«

Einer der beiden Männer aus dem Helikopter klappt am Törchen, welches das Grundstück von der Straße trennt, ein kleines Subnotebook auf und aktiviert sein Headset, der andere hingegen bedeutet den Beamten, die Tür aufzubrechen.

»Was in aller Welt wird das hier?«, rufe ich ihm zu.

Er schenkt mir einen unfreundlichen Blick. »Mit Ihnen unterhalte ich mich noch! Sie sind vorläufig festgenommen!«

»Das glaube ich nicht!«, erwidere ich, hole sehr langsam meinen Ausweis vor und klappe ihn auf. »Ich bin vom Five!« *Shit, es klingt tatsächlich cool. Ich bin vom Five!*

Er hält inne und auch sein Kollege schaut mich erstaunt an. »Five? Welche Abteilung?«

»E-Branch!«

»E-Branch!«, echot er.

Ich nicke. »In dem Gebäude werden fünf Mitglieder einer

islamischen Terror-Organisation vermutet!«

»Ach du Scheiße!« Er hält den Beamten auf, der die Tür aufbrechen will. »Wir müssen auf Sprengstoff checken! Manchmal sichern diese Typen die Tür damit!«

»Schon geschehen. Bruce hat es kontrolliert!«

»Bruce Falkner?«

Ich nicke.

Er schaut in meine Brille und winkt.

»Shit, das sind Ex-Kollegen von uns!«, sagt Bruce. »Donald McLean und sein Operator Peter Croft; letzterer saß früher neben mir. Beide sind nun bei Paraforce!«

»Wo?«

»Paraforce. Ein Secret Service der Vereinten Nationen, der sich mit paranormalen Fällen befasst!«

»Soll das ein Scherz sein?«, entfährt es mir.

»Oh nein, ganz und gar nicht! Reich mich mal weiter!«

Ich gebe McLean das Headset und beide unterhalten sich. Sie scherzen, dann sagt McLean, dass sie einen Tipp bekommen hätten; etwas sehr Hässliches sei hier im Gange. Mehr wisse man nicht. Aber wenn es um Terror ginge, solle E-Branch die Führung übernehmen!

Das höre ich gerne!

Die Polizisten weichen zurück, als ich wieder an die Tür trete und das Schloss knacke.

Anschließend stürmen wir zu zweit das Haus.

Es ist angenehm, einen Kollegen dabei zu haben, der sich auskennt und weiß, wie so etwas läuft.

Ohne Worte verständigen wir uns mit Zeichen, sichern Raum um Raum und laufen schließlich ins erste Obergeschoss.

Mich macht stutzig, dass wir bisher absolut nichts gehört haben. Wir sind nicht gerade leise; wieso zeigt sich keiner dieser Idioten?

Auch McLean scheint dies nicht gefallen.

Die Treppe führt zu einem Gang im ersten Stock, von dem vier Türen abführen.

Schon nach wenigen Schritten halten wir inne.

»Warten sie auf uns? Haben sie Sprengfallen gebaut?«, wispert McLean.

»Mal sehen!« Vorsichtig gehe ich neben einer der Türen in die Hocke und schaue durch das Schlüsselloch.

»Das Bad!«

Ich setze mein Tun fort.

Der zweite Raum ist ein Schlafzimmer; in ihm hält sich niemand auf.

Gleiches gilt für die dritte Tür.

Dann erreiche ich die vierte Tür, und hier lande ich einen Volltreffer. Ich schaue in ein Wohnzimmer – und sehe fünf Leichen, die verkrümmt auf dem Boden liegen.

Auf einem Tisch lagert Sprengstoff, ich sehe zudem Waffen, Handys und Computer.

Vorsichtig öffne ich die Tür, schaue nach Drähten oder anderen Fallen und stoße sie schließlich, nachdem ich nichts finden kann, auf.

»Ach du scheiße!«, sagt Bruce. Er sah die Toten schon vorher, hielt sich aber bedeckt, da es nur ein Blick durchs Schlüsselloch war. Nun aber stehen wir vor den Leichen und blicken auf sie herab.

Pfützen haben sich um die Leichen gebildet; eine dünne, braune Flüssigkeit, die nicht nur an Fäkalien erinnert, sondern auch an Blut und verrottetes Fleisch.

Sie müssen qualvoll gelitten haben, ehe sie starben, denn ihre Gesichter sind verzerrt. Viele haben sich im Todeskampf in den Teppich gekrallt, wir sehen zudem Kratzspuren und vereinzelte abgesplitterte Nägel.

Einer von den Fünf hat sich das Hirn aus der Birne ge-

schossen; offenbar wurde der Schmerz zu groß.

»Ich habe die Kollegen von der ABC-Abteilung informiert!«, sagt Bruce leise.

Mein Herz verkrampft sich bei dem Gedanken, dass die Idioten einen Kampfstoff freigesetzt haben.

Ist es das? Ein Bakterium, das uns auf die gleiche Weise tötet?

Ein chemischer Kampfstoff; geruchlos und geschmacklos, der bereits in uns ist und wütet?

Ich schaue zu McLean, der mir einen nahezu panischen Blick schenkt. Auch er hat Angst vor dem, was passieren könnte.

»Sobald ihr etwas spürt, lasst es mich wissen! Eine Evak-Einheit des Prince Charles Hospitals for Epidemics ist unterwegs!«

»Danke!« Ich beginne, mir die diversen Sprengstoffe und Waffen auf dem Tisch anzuschauen.

In einer Schachtel finde ich Nägel und Stahlkugeln sowie weitere Utensilien für grauenvolle Rohrbomben, Sprengstoff, Waffen und Munition, mit der man Schottland notfalls mit Gewalt die Unabhängigkeit sichern könnte.

But we can still rise now
And be the nation again
That stood against him
Proud Edward's army
And sent him homeward
To think again!

Im Geiste singe ich eine der inoffiziellen Hymnen Schottlands, Flower of Scotland, während ich mich gründlich umschaue.

»Bruce, ich glaube nicht, dass wir es mit einem Kampfstoff zu tun haben!«, sage ich schließlich.

»Wie kommst du darauf? Ist der Wunsch der Vater des

Gedankens?«

»Nein, das nicht. Obwohl es nicht erstaunlich wäre; wer will schon in einem verseuchten Haus stehen? Aber hier gibt es keinen Hinweis auf etwas Derartiges. Keine medizinischen Behälter, keine Reagenzgläschen, Pulver, Pasten oder sonstige Trägerstoffe!«

»Das ist beruhigend. Aber etwas hat diese Menschen getötet!«

»Offenbar, denn an Altersschwäche starben sie nicht!«, sage ich zu Bruce' Erheiterung und gehe neben den Leichen in die Hocke. Der Gestank wird nahezu unerträglich. Dennoch können wir nicht das Fenster öffnen, ehe wir absolut sicher sind, dass hier *kein* Kampfstoff freigesetzt wurde.

»Dieses Zeug ist ihnen aus der Hose gelaufen!«, stelle ich fest.

»Ist ja auch Scheiße!«, sagt McLean. »Was hast du erwartet?«

»Das ist mehr als das! Hier ist auch Blut beigemischt, und ...« Ich überwinde mich und schnuppere, »... zersetztes Fleisch! Ich kann deutlich verrottendes Eiweiß ausmachen!«

»Guten Appetit!«, sagt McLean leise.

»Was genau sagt euer Tippgeber?«

»Nicht viel, ein Teil davon war zudem völlig wirr.« McLean dachte nach. »Wesen, jenseits dieser Welt, mit dem Appetit der Carathis. Es werden mehr und mehr, der Angriff in der Crewe Road ist nur ein Test!«

»Was ist denn das für ein Rätsel?«, fragt Bruce. »Das ABC-Team ist bald da, der Krankenwagen des Prince Charles steht vor der Tür!«

»Das werden wir nicht brauchen!« Ich schaue zu McLean. »Paraforce, hm? Ihr ermittelt in ... paranormalen ...

Fällen?«

»So heißt es, ja. Aber ganz ehrlich – ich halte das alles für Bullshit! Bisher wurden wir mit sonderbaren Dingen konfrontiert, aber das meiste war irgendwie ... bizarr ... und andere sagten uns, was wir glauben sollen. Zeitverschiebungen, Magie ... Ich bin und blieb bisher Skeptiker. Aber wenigstens ist das Leben bei Paraforce sehr viel ruhiger als beim Five!« Er blinzelt mir zu.

»Hast du schon einmal von einem Ghoul gehört?«, hake ich nach, ohne auf den Kommentar einzugehen. *Hast du einen Job, dann erledige ihn mit Engagement oder gar nicht!* Seine Einstellung läuft meiner völlig zuwider.

»Ghoul? Heißt nicht eine Figur von Batman so?«

»Tragisch, dass er das weiß«, witzelt Bruce. »Sag ihm, er soll ein richtiges Buch lesen. Das bildet!«

»Ich spreche von den untoten Wesen aus der Mythologie. Sie fressen angeblich Leichen, aber auch lebende Wesen!«, erwidere ich, ohne auf die Worte meines Operators einzugehen.

McLean verzieht den Mund. »Und du denkst, das hier waren *Ghouls*?« Er lacht leise. »Kennst du zufällig Laura Stewart?«

»Noch nie in meinem Leben gehört!«

»Eine ehemalige Agentin des Six. Ist inzwischen tot. Sie war die Nummer zwei von Paraforce und jeder lag ihr zu Füßen. Sie hättest du mit deinem Verdacht sofort überzeugt!«

»Es ist nicht allein mein Verdacht, sondern auch jener eures Informanten.« Ich wende mich an Bruce. »Ich brauche Handschuhe.«

»Das ABC trifft ein! In ein paar Minuten ist der Spuk beendet!«

Ich blicke zu den Leichen, dann schüttele ich den Kopf.

»Wir brauchen kein ABC-Team. Ich wette mit dir, dass die Männer im Innern aufgelöst sind. Und das, was noch blieb, lief als braune Suppe aus ihnen raus!«

»Aber etwas muss sie aufgelöst haben«, insistiert Bruce.

»Ja«, sage ich leise. »Aber jemand ruft nicht Paraforce an, wenn er von einem chemischen oder biologischen Kampfstoff weiß, oder?«

»Du denkst wirklich an diese Ghoul-Geschichte!« Bruce klingt nun ein wenig ironisch und auch enttäuscht, als er fortfährt: »Ich dachte, du würdest mit beiden Beinen auf dem Boden stehen. Und jetzt ... Ach du Scheiße!«

Ich weiß, was er meint. Auch ich sehe die Bewegung!

Eine der Leichen hebt den Unterleib. Höher und höher richtet er sich auf, dann scheint eine dicke, fette Schlange das Bein entlang zu kriechen, während der Tote wieder zu Boden sackt. Was genau es ist, das da robbt, sehen wir nicht, denn es befindet sich unter der Hose.

Bestialischer Gestank breitet sich im Raum aus, während sich die Schlange mehr und mehr dem Saum des Beins nähert.

McLean starrt auf die Leiche. Seine Augen sind blank, er kann kaum einen klaren Gedanken fassen.

»Was für eine Waffe haben Sie?«, frage ich meinen Kollegen.

Etwas Grünes schiebt sich unter dem Stoff hervor; unförmig, dick wie ein Unterarm. Mehr und mehr davon kommt zum Vorschein.

»Was in aller Welt ist das?«, ruft McLean. Er schaut voll Abscheu zu dem grünen Ding, dann zu mir. »Was ist das?«

Ich hebe die Pistole und schieße.

Die Kugel schlägt in den grünen, schleimigen Leib ein. An manchen Stellen können wir Blut oder die braune Brühe sehen, die aus den Toten geflossen waren.

Das Geschoss reißt ein Loch in das Etwas, aber dieses schließt sich sofort wieder. Dann gehen Kontraktionen durch das Wesen, ehe die Kugel einfach ausgestoßen wird.

Ich packe McLean am Arm. »Was für eine Waffe besitzen Sie? Haben Sie ... irgendetwas Besonderes?«

»Eine spezielle Waffe, ja!«, erwidert er und zieht sie. Dann richtet er sie auf das Wesen, das sich inzwischen vollends unter dem Bein hervorgeschält hat.

Es wächst nun in die Höhe. Dabei wird die Wurst, die es zuvor war, dünner und dünner. Bald schon ist es zwei Meter groß; ein langer, dünner Schlauch, der sich aufgerichtet hat und dabei auf einem Endstück steht.

Er pendelt vor und zurück.

»Das ist der Moment, in dem Sie abdrücken!«, sage ich zu McLean, doch dieser lässt die Waffe sinken. »Ich ... glaub, ich verlier den Verstand!«

Wütend schiebe ich meine Pistole in das Holster, reiße ihm seine Waffe aus der Hand und schieße.

Die Kugel durchschlägt das Wesen und verschwindet in die Wand dahinter.

Das Loch, das dabei in dem grünen Schlauch entstanden war, schließt sich wieder.

Der Schlauch pendelt noch immer vor und zurück, dann aber scheint er sich auf uns werfen zu wollen.

Er schnellt vor, und würde ich McLean nicht zur Seite reißen, er wäre gegen ihn geprallt.

Mein Kollege fällt, dann kriecht er zur Tür.

»Bruce, kontaktiere Paraforce. Sag ihnen, dass wir einen Ghoul haben und nicht wissen, was wir tun sollen!«

»Ich bin bereits dabei!«, sagt mein Operator. »Ich spreche mit einem Chief Operator und sie sagte ... du sollst Salz auf das Wesen kippen!«

Ich schaue noch einmal zu dem grünen Ding, doch dann

bemerken wir, dass auch aus den anderen Leichen solche Biester kriechen.

»McLean! Wir brauchen Salz!«, rufe ich dem Kollegen zu. Aber dieser steht an der Tür und stiert in den Raum; sein Verstand hat sich temporär verabschiedet.

Fluchend eile ich los.

»Am besten wäre Salzwasser, hoch konzentriert. Es reicht ein Glas voll!«, ruf Bruce.

Ich habe das Erdgeschoss erreicht und sehe nun durch die Tür, dass das ABC-Team und auch Sanitäter auf grünes Licht warten.

Aber das würden sie nicht bekommen.

Eilig reiße ich eine Tür nach der anderen auf, bis ich schließlich die Küche finde.

Salz. Salz. Salz ...

Es gibt keines.

Auch keinen Zucker, kein Mehl, keine Nudeln – gar nichts. Nur Reste von bestelltem Essen im Kühlschrank.

»Bruce, hier ist kein ...«

Der Krankenwagen fällt mir ein.

Ohne darüber nachzudenken, reiße ich die Tür auf und spurte ins Freie. Jemand ruft, ich hätte das nicht tun sollen, zwei Kollegen des ABC-Teams wollen mich stoppen.

Durch eine Körperdrehung entkomme ich ihnen und stoppe bei dem Krankenwagen.

»Die höchste Kochsalzlösung?«, rufe ich ihnen zu.

»Was?«, fragt einer der Sanitäter.

»Die höchste Kochsalzlösung? Was habt ihr dabei?«

»0,9 Prozent!«

»Das ist zu wenig!«, sagt Bruce.

»Was habt ihr als Brechmittel an Bord?«

»Kupfersulfat!« Der Sanitäter wirkt mehr und mehr überfordert.

»Bruce?«

Es dauert etwas, ehe er sich meldet. »Chief Operator Malorny meint, das könne auch klappen!«

»Her damit!«

»Aber ...«

Ich höre einen Schrei aus dem Haus.

»Her damit!«, brülle ich den Mann an.

Er nickt, klettert in den Wagen und reicht mir kurz darauf mehrere Literflaschen. Zwei davon nehme ich an mich und spurte zurück.

McLean steht auf der Treppe und deutet auf eines der grünen Wesen. Es kommt ihm bereits entgegen.

Ich stoße ihn sanft beiseite, um Platz zu haben, nutze mein Messer, um die Flasche zu öffnen, und lasse etwas von der Flüssigkeit auf das Wesen laufen.

Der Effekt ist frappierend.

Sofort stoppt der grüne Schlauch und bäumt sich auf. Dort, wo das Kupfersulfat-Wasser mit ihm in Berührung kam, wird die Oberfläche grau und rissig.

Der Schlauch wird zu einer Wurst, dann zu einem Klumpen und dann zu einem Ball.

Rasch kippe ich einen weiteren Schwung auf die Kreatur.

Sie bläht sich auf, wird grau, rissig – und zerbröselt plötzlich vor meinen Augen.

»Wenn ich das einem erzähle!«, murmelt Bruce.

Ich hingegen eile in den Raum mit den Leichen.

Vier Bälle rollen auf mich zu. Offenbar haben sie das Ende ihres Bruders mitbekommen.

Rasch verteilte ich die Flüssigkeit auf dem Boden vor mir.

Sie stoppen sofort.

»Mal sehen, was die Banshee mit euch macht!« Schwungvoll kippe ich das Zeug auf die Bälle. Mehr und mehr, bis

die Flasche leer ist.

Zwei der Wesen konnten entkommen, zwei sterben vor meinen Augen.

Noch habe ich eine Flasche.

Auch die öffne ich und treibe die Bälle in die Ecke.

Einen erwische ich, der vierte ist zu schnell. Er jagt an der Decke entlang, hin zur Tür und ist raus, noch ehe ich nachsetzen kann.

McLean schreit gellend auf, dann erfolgen ein Aufprall und ein Schrei.

Ich laufe in den Gang und sehe den Ball in die Küche rollen.

Als ich diese ebenfalls erreiche, ist er fast im Ausguss des Waschbeckens verschwunden.

Nur noch Reste sehe ich, und die sind auch schnell weg. Er muss sich in Sekunden verflüssigt haben.

Rasch kippe ich den Rest des Kanisters in das Becken.

Ein knisterndes Geräusch ist zu hören, dann steigt Gestank auf.

Als ich das Abflussrohr mit Tritten auseinanderreiße, rieselt grauer Staub hervor.

McLean liegt auf dem Boden, das Bein verdreht. Er starrt mich an. »Und?«

»Sie sind alle tot. Fünf Ghouls sind tot. Dennoch werde ich mir noch eine Flasche von diesem Zeug holen und in die Leichen kippen; mal sehen, was passiert!«

Anschließend winke ich die Sanitäter herbei; McLean ist verletzt und ich brauche noch einen Kanister.

Was für ein elender Mist!

VIII

Von der Ruhe nach dem Sturm

London, 17. Dezember

»Woher in aller Welt wussten Sie es? Wie kamen Sie darauf, dass Sie es mit solchen ... Kreaturen zu tun haben?«, fragt Blake.

Er ist nicht allein; ein Abteilungsleiter des MI6 ist zugegen. Auch wenn ich nicht den Hauch einer Ahnung habe, was er bei dieser Nachbesprechung zu suchen hat.

Vielleicht wollte der Six an die Männer ran, die so grausam ihr Ende fanden. Und nun möchte auch er die Horror-Story hören, die – am Lagerfeuer erzählt – jedem die Fledermäuse aus den Ohren treiben würde.

»Der Informant sagte es«, erkläre ich sachlich.

»Was sagte er? Ich dachte, das sei ein wirres Rätsel gewesen!«

»Oh, aber nein, Sir. Es war sehr präzise – wenn man ihn verstand. Er setzte wohl ein wenig zu viel Wissen bei den Kollegen voraus. Er sagte: ›Wesen, jenseits dieser Welt, mit dem Appetit der Carathis. Es werden mehr und mehr, der Angriff in der Crewe Road ist nur ein Test!‹ Sehen Sie, Carathis ist eine Figur aus dem Werk *Vathek* von William Beckford. Und diese Carathis mag Leichen. Das Zitat lautet: ›Ich habe einen entschiedenen Appetit für Leichen, Mumien und diese Dinge! Ich bin sicher, du wirst einige der Exquisitesten sehen!‹ Mit diesen Worten verabschiedet sie sich von ihrem Sohn Vathek, der Hauptfigur, als dieser auf Reisen geht!«

»Und ... das wissen Sie woher?«, fragt der Abteilungsleiter des Six beeindruckt.

»Ich habe auf verschiedenen Universitäten Kunst *und* Li-

teratur studiert, Religionswissenschaften mit Schwerpunkt auf Esoterik, Christentum und Archaische Glaubenswelten in Nebenfächern. Beides ergänzt sich sehr!«

Der Mann, mir ist nicht einmal sein Name bekannt, denn keiner fühlte sich bemüßigt, uns miteinander bekannt zu machen, lächelt. »Sie erinnern mich in vielem an Laura Stewart!«

»Ich kenne die Dame nicht! Aber bereits McLean sagte etwas Ähnliches.« Ich halte inne. »Wie geht es ihm?«

»Linke Hüfte und linkes Bein sind gebrochen, der linke Arm geprellt. Er wird einige Wochen ausfallen. Zudem haben er und sein Freund die Rückversetzung zum Five beantragt. Das, was sie erlebt haben, war zu viel!«

»Dabei hat sein Partner doch draußen gestanden und zugeschaut«, wundere ich mich. »Er war nie in Gefahr!«

»Und so soll es auch bleiben!«, sagt Blake. »Der Five wird sich freuen, denn beides sind fähige Männer.«

»Und wer untersucht nun diesen Fall?«, frage ich. »Wenn der Informant recht hatte, wird es bei diesen fünf nicht bleiben!«

»Das ist wahr«, sagt Blake. »Nun, wir werden darüber nachdenken. Bleiben Sie im Haus, während ich mit Kollege Lowe spreche. Im Erdgeschoss haben wir eine Cafeteria; trinken Sie einen Kaffee!«

»Okay!« Ich nicke beiden zu, dann verlasse ich den Raum.

»Sie haben heute gar keine Aktenkoffer geworfen«, sagt Blakes Assistent. Dabei grinst er.

»War auch nicht nötig! Wir sind uns seitdem einig«, lasse ich den jungen Mann wissen, verlasse das Büro und fahre mit dem Lift hinab ins Erdgeschoss.

Die Idee, einen Kaffee zu trinken, ist gar nicht schlecht!

Blake schenkt mir einen zornigen Blick, als ich gut eine Stunde und zwei Cappuccino sowie ein Stück Kuchen später wieder sein Büro betrete. Sein Besucher hingegen ist bester Stimmung. Er schenkt mir ein breites Lächeln und deutet auf den freien Platz.

Eine Frau, die ich nicht kenne, ist nun ebenfalls anwesend. Ihr Haar ist lang und seidig, ihre Augen funkeln grün und alles an ihr drückt Macht und Wissen aus.

Sie ist so verdammt schön, dass ich am liebsten vor ihr niedersinken würde. Mein Innerstes fühlt sich auf eine Weise zu ihr hingezogen, die ich nicht erklären kann. Würde sie mir die Lebenspartnerschaft anbieten, ich würde hier und jetzt zustimmen. All meine Sinne sind plötzlich auf sie ausgerichtet. Ich möchte sie berühren, sie küssen ... Und doch ist es nicht nur sexuelle Attraktion.

Es ist etwas Anderes, Verborgenes.

Es ist mein Glaube, der plötzlich mit der Erkenntnis konfrontiert wird, dass hier eines der Wesen vor mir steht, an die ich ohnehin glaube.

Aus tiefstem Herzen.

Und dieses Wesen, dieses unaussprechlich schöne Etwas, schenkt mir ein so warmes, so anziehendes Lächeln, dass ich mich fast fühle, als würde mich Morrigan selbst durch eine ihrer Dienerinnen hindurch anlächeln.

Mein Mund ist trocken, meine Sinne sind betört. Ich achte nicht mehr auf Blake oder den Mann vom Six.

Ich stakse unbeholfen auf die Fremde zu und tue, was ich noch nie in meinem ganzen Leben getan habe.

Ich senke demütig den Kopf. »Herrin ...«, kommt es leise, fast flüsternd über meine Lippen.

Die Fremde berührt mich und Glück durchrieselt mich.

»Du weißt, was ich bin!«, sagt sie erstaunt. »Du hast mein inneres Wesen erkannt. Du blickst auf das, was unter dem Menschlichen liegt.«

»Morrigan lächelt auf den Tag dieser Begegnung«, murmle ich.

»Und du folgst dem alten Weg!«, ruft sie. »Wahrlich, dies ist eine wundersame Begegnung!«

Mir scheint, sie ist so erstaunt und erfreut wie ich. Ihre Hand ruht auf meinem Kinn, drückt es etwas hoch und schon blicke ich in ihre unergründlichen Augen.

Sie funkeln hell wie Edelsteine in strahlendem Sonnenlicht. Und doch erkenne ich einen dunklen Schatten, der dieses Leuchten umgibt.

Eine innere Stimme sagt mir, was dies bedeutet. Ich weiß es, ohne auch nur einen Moment zu zweifeln.

»Ihr ... seid eine Sidhe des Dunklen Hofes!« Ich betrachte ihre grün schimmernden Adern, die nun für mich sichtbar werden. So, als würde das Aussprechen ihrer Art bereits den Schleier lüften, der mir Menschlichkeit vorgaukelt.

Helle Haut, grüne Adern, das Haar seidig und sie selbst anbetungswürdig schön. Und doch ist sie umgeben von einer goldenen Aura, die etwas Dunkles enthält. Nicht grau oder schwarz, sondern ein dunkles Rot, das von Gold umrahmt ist. »Ihr seid eine Baobhan-Sith!«

»Wie kommt es, dass du mich erkannt hast?«, fragt sie misstrauisch.

»Ich weiß es nicht! Ich ... weiß es einfach. Der Gedanke kam mir, und es schien absolut richtig zu sein!«

»Es ist richtig! Ich bin Coleen an Aos Sí, eine Baobhan-Sith aus den Entrückten Gefilden, Mitglied des Dunklen Hofes, Bewahrerin des Wissens seit 11.850 Jahren!«

Sie berührt mit geschlossenen Augen meine Wange. Dann lächelt sie. »Dein Glaube ist stark in dir. Und ich sehe

...« Sie schaut mich an. »Du hast häufig zur Banshee gebetet, nicht wahr?«

Ich nicke. »Einst war ich ihre Botin. Viele sind durch meine Hand gestorben, nachdem sie die Wahl getroffen hatte.«

Aus dem Augenwinkel nehme ich Blakes entsetzten Blick wahr. Der Mann vom Six hingegen beobachtet die Szene überaus aufmerksam.

»Sie hat sich deiner angenommen! Sie schenkt dir Wissen und Kraft! Ihre Magie ist in dir aktiv, und dies schon von klein auf. Sie, die keine Zeit kennt, die schon heute das Morgen sieht, wusste, was aus dir werden wird. Sie wusste um deine Profession und ließ dich daher Gefahren erahnen, warnte dich oder trieb dich an. Es ist ihre Stimme, die du hörst, wenn ein Unheil droht.«

»So ...!«, flüstere ich.

»Und sie entschied, dass du lange genug im Gefängnis saßst. Fünf Jahre, in denen du ihr keine Seele schicktest, waren genug! Sie ließ ihre Macht spielen, und so entschied sich Blake, dich zurück ins Spiel zu bringen. Und du hast ihr Seelen gebracht! Etliche Seelen! Sie ist sehr zufrieden mit dir und deinem Können!«

»Danke!« Ich lege meine Hand auf ihre. »Was machst du hier?«

»Ich habe ein gutes Wort für dich eingelegt!« Sie lacht hell. »Mein Name sollte dir vertraut sein. Ein Teil von mir war einst ein Mensch und ich arbeitete für den Six!«

»Laura Stewart!«

Sie nickt. »Ich stand Paraforce auch nach meiner Wandlung eine Weile zur Seite. Aber nun wird es Zeit, dass ich die Entrückten Gefilde aufsuche, um meiner Kraft nachzuspüren. Ich muss mich meiner Magie stellen, sie neu lernen nach allem, was geschah! Ich brauche eine würdige Nachfolgerin, denn hier im Empire hat Ex Science Lux seinen

Sitz! Und dieser Orden beherbergt die schlimmsten Monstren und Wesen, die du dir nur vorstellen kannst!«

Ihre Augen funkeln und blitzen, während sie dies sagt.

»Und ich soll ...?«

Sie beugt sich vor und küsst meine Lippen. Süß fließt ihr Atem in meinem Mund, rinnt die Kehle hinab in meine Lunge. Er ist angefüllt mit dem würzigen Aroma wilder Blumen und Kräuter, der klaren Frische eines Gebirgsbachs und der Wärme eines warmen Sonnentages.

In meiner Lunge angekommen breitet er sich aus, Kraft und Wissen strömen durch meine Adern und tief in mir höre ich ein leises Lachen.

Es ist jene Stimme, die mich stets begleitete.

Es ist die Stimme der Banshee.

»Du bist nun meine Dienerin, Deirdre McAllister! Mein Odem wird dir helfen, dich den großen Aufgaben zu stellen, die nun auf dich warten!« Sie küsst mich noch einmal, innig nun. Unsere Zungen treffen sich, und schon ziehen Bilder an meinem inneren Auge vorbei. Ich sehe wunderbare Landschaften, die sich jenseits der Nebel in verborgenen Reichen befinden. Aber ich sehe auch Menschen; Männer und Frauen, Namen, Daten und Fakten. Ich sehe Werwölfe und Vampire, Magier und das pure Übel in Händen übler Menschen.

Es ist nicht allein das Wissen, welches sie für Paraforce sammelte, das sie mir schenkt. Sie lässt mich auch Dinge sehen, die meinen Glauben beflügeln und eine Sehnsucht in mir entfachen, die ich nie zuvor verspürte.

Die Sehnsucht nach Avalon, nach der Feeninsel und nach all den entrückten Gefilden.

Die Zeit scheint stillzustehen, ich *atme* ihre Luft und spüre, dass sie mich belebt. Ihre Hände lieblosen meinen Nacken, während wir einander halten.

Schließlich, nach einer Zeit, die mir wie ein Vorge-schmack auf die Unendlichkeit erscheint, tritt sie einen Schritt zurück. »Karen Ellis ist eine glückliche Frau«, sagt sie schmunzelnd. »Du bist voll inniger Leidenschaft. Deine Begierde brennt tief in dir, und doch kannst du in der einen Sekunde die zärtliche Geliebte und in der nächsten die kaltblütige Killerin sein. Die Dualität unserer Welt, sie ist in dir so stark wie in kaum einem Menschen, den ich je traf!«

Sie deutet eine Verneigung an, dann winkt sie dem Mann vom Six zu. »Ich werde nun nach New York reisen, um mit Baptiste zu sprechen. Er wird nicht erbaut sein, doch bisher war er logischen Argumenten gegenüber stets aufgeschlossen.«

Seufzend blicke ich ihr nach, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Erst das Räuspern von Blake reißt mich zurück ins Hier und Jetzt. »Sir ...«

»Setzen Sie sich! Sie sehen aus, als würden Sie jeden Moment kollabieren. Oder ihr nachlaufen, um sich an sie zu ketten!« Seine Stimme drückt Ironie und auch Zorn aus.

»Ich ... Haben Sie einen Brandy?«

Er holt eine Flasche aus dem Schreibtisch, und auch ein Glas. Dieses füllt er und reicht es mir.

Ich will schon trinken, als der Mann vom Six ebenfalls die Hand hebt und sich ein Glas geben lässt.

Am Ende halten wir alle eines in der Hand, prostern einander zu und trinken.

Jetzt geht es mir besser!

»Darf ich fragen, womit ich mir Ihren Zorn zugezogen habe?«, frage ich Blake, nachdem unsere Gläser leer sind.

»Sie haben diese ... dieses ... Wesen kontaktiert, nicht wahr? Sie brauchten eine Fürsprecherin und sie erschien

ihnen gerade recht.«

»Eine Fürsprecherin? Für was?«

»Stellen Sie sich nicht dumm!«, schnarrt Blake. »Natürlich für eine Versetzung zu Paraforce!«

»Ich habe kein Bedürfnis, dorthin versetzt zu werden! Ich kannte Coleen nicht, bis ich sie eben in diesem Büro traf. Und das ist die reine, pure Wahrheit!«

Blake neigt den Kopf zur Seite. »Sie ... wollen nicht zu Paraforce versetzt werden?«

»Ich sagte es Ihnen bereits – *Ihnen* gehört meine Loyalität. Niemandem sonst! Ich würde nicht auf eine Versetzung hinarbeiten, ohne mit Ihnen im Vorfeld zu sprechen und Ihre Zustimmung einzuholen!«

»Interessant!«, sagt der Mann vom Six. Er schenkt mir einen aufmerksamen Blick. »Ich hoffe, Sie sind nicht allzu enttäuscht, dass wir Sie dennoch zu Paraforce entsenden! Blake hier sagte Ihnen, dass Sie für eine kleine, die Abteilungen übergreifende Aktion arbeiten und auch der Six Interesse an Ihnen hat?«

Ich nicke.

»Nun, *gemeinsam* haben wir beschlossen, dass Sie künftig Paraforce unterstützen. Zwar gibt es Paraforce-Agenten, die im Königreich aktiv sind. Aber sie sind nicht Mitglieder des Secret Service!«

»Sie glauben, *ich* könnte Paraforce von Nutzen sein?«, wundere ich mich.

»Ihre Ausbildung, Ihr Wissen und Ihre Kaltblütigkeit sind *exakt* das, was Paraforce braucht. Zumindest, wenn ich dies richtig verstanden habe. Ich selbst leite eine Abteilung beim Six, war jedoch Agent Stewarts Vorgesetzter und wurde darum zu einem Bindeglied zwischen Secret Service und Paraforce.«

»Und ihr Name?«

»Lowe. Abteilungsleiter Lowe!« Er reicht mir die Hand, die ich schüttele. »Sie werden in meine Abteilung versetzt und zu Paraforce abkommandiert. Ihr künftiges Büro befindet sich in Edinburgh; nicht weit von Hampton House entfernt.«

Ich schaue zu Blake. »Und Sie sind mit alledem einverstanden?«

»Nein! Ich habe sie rausgeholt, damit sie einige sehr komplizierte Operationen durchführen. Es gibt dort draußen Subjekte, die bereits zu viele Sommer genossen. Sie nun abzugeben widerstrebt mir! Zumal Sie damit eine vollwertige Agentin werden. Und vollwertige Agenten überwachen wir nicht! Das könnten wir auch gar nicht bei dem, was Sie nun tun werden.«

Er zögert kurz, dann fährt er fort: »Ich weiß, wie das läuft. Ich sagte es Lowe, aber er wollte es nicht hören! Sie setzen sich ab, und in ein paar Wochen taucht eine neue Killerin auf; anderes Aussehen, selbe Methoden!«

»Denken Sie das wirklich?«, frage ich erstaunt.

»Das denke ich.«

»Ich dachte darüber nach, nachdem ich mir den Sender aus dem Arm geschnitten habe.« Ich deute auf die kleine, mit einem Pflaster versehene Wunde. »Aber ich tat es nicht. Meine Eltern haben mir einmal verziehen – sie werden es nicht noch einmal tun. Ich gebe nicht auf, was ich nun habe. Nicht mein Leben, nicht die Aussicht auf mein Erbe und nicht Karen! All das ist mir sehr viel wichtiger als das, was ich hatte und aufgeben musste!«

»Zumindest sind Sie ehrlich«, brummt er.

»Das war ich immer. Ich habe nur gelogen, wenn es dienstlich notwendig war. Und ich werde auch weiterhin lügen, wenn es der Dienst erfordert. Abgesehen davon jedoch bin ich grundehrlich!«

»Ja, das glaube ich auch«, sagt Blake leise. Die Wut verschwindet. »Und diese Coleen ...?«

»Sie eine Baobhan-Sith des Dunklen Hofes!«

»Sagt Ihnen das was? Baobhan-Sith? Dunkler Hof?«

»Gewiss. Eine Baobhan-Sith ist eine Sidhe, die sich vom Blut anderer ernährt. Die Vampirin unter den Sidhen, wenn man so will. Die Sidhen selbst, und zwar alle, gehören wahlweise dem Hellen oder dem Dunklen Hof an. Das ist nichts, was sie sich aussuchen würden. Es wird durch ihre Art bestimmt. Dunkelelfen, Baobhan-Siths und so weiter gehören dem Dunklen Hof an, Wald-Elfen, Feen und solche Geschöpfe gehören dem Hellen Hof an. Doch jede Sidhe trägt auch jeweils einen Teil des anderen in sich; die Dualität unseres Glaubens zeigt sich in jedem Detail.«

»Sie glauben all das?«, fragt Blake erstaunt.

»Meine Familie folgte stets dem alten Weg und ich bilde keine Ausnahme, Sir. Ich habe vor jedem Kampf zu Andraste gebetet, der Göttin des Sieges, die auch Boudicca anbetete.«

Ich zögere kurz. »Wenn ich später am Tag allein bin, werde ich der Göttin für Ihre Gnade danken, die sie mir mit diesem Treffen erwies. Ich ... werde wohl zur Todesgöttin beten, denn offenbar ist sie es, die mich lenkt und leitet!«

Blake sieht aus, als würde er wahlweise an meinem Verstand oder an meiner Vernunft zweifeln, hat aber genug Fingerspitzengefühl, lediglich zu nicken.

Dann aber fällt ihm doch eine Frage ein. »Glauben Sie, Sie wurden darum ausgewählt? Weil Sie an all das glauben?«

»Ich glaube, dass Coleen eine Kriegerin suchte. Jemand, der sich mit seinem Können und Wissen gegen das stemmt, was wir gestern erlebt haben. Vergessen Sie nicht, was Sie in dem Film sahen!«

»Richtig! Das ... ist in den Hintergrund getreten. Ich meine ... Ghouls?«

»Sie haben es gesehen, Sir!«

»Habe ich das? Es ... könnte auch etwas anderes gewesen sein. Etwas ... Künstliches! Aber ... Ich weiß es nicht! Nun ...« Er seufzt und blickt zu Lowe. »Also schön! Nehmen Sie sie mit!«

Lowe nickt, doch ich bedeute ihm, kurz mit Blake unter vier Augen sprechen zu wollen.

Er nickt gutmütig und gibt mir zu verstehen, dass er draußen warten würde, hier sei für ihn ohnehin alles gesagt und getan.

»Kommt nun der rührende Abschied?«, fragt Blake, während ich PDA, Brille und Ausweis auf den Tisch lege.

»Nein, Sir. Ich wollte mich noch einmal bedanken. Zudem ...«

»Ja?«

Ich senke die Stimme. »Sollten Sie feststellen, dass Ihnen eines dieser ... Subjekte ... allzu große Probleme bereitet, lassen Sie es mich wissen. Ich bin noch immer sehr gut in dem, was ich einst lernte. Und wenn mein Können dazu beiträgt, das Empire und die Welt ein wenig sicherer zu machen, würde ich mich geehrt fühlen!«

Ein schmales Lächeln huscht über sein Gesicht. »Ein Angebot, auf das ich sicherlich zurückkommen werde! Vielen Dank, Agent McAllister. Und ... Viel Glück!«

Wir schütteln einander die Hände, dann gehe ich aus dem Büro.

»Wie langweilig!«, sagt Blakes Sekretär grinsend. »Als er Sie rufen ließ, war er auf 180. Ich dachte, irgendetwas würde fliegen. Aber dann ...«

Ich erwidere sein Grinsen. »Es wird künftig noch sehr viel langweiliger – ich werde nach Edinburgh versetzt!«

»Oh nein!«, ruft er aus. »Vielleicht ... sehen wir uns einmal?«

»Wenn Sie in Edinburgh sind, klopfen Sie einfach bei Paraforce. Ich bin sicher, ich habe dann einen Tee für Sie!«

Er beugt sich vor. »Eine ausgezeichnete Idee!« Dabei blitzen seine Augen.

Ich erwidere das kleine Spiel. Es macht Spaß, zumal er hübsch ist und auf seine Art etwas *Niedliches* hat.

Schade, dass uns bald Hunderte Kilometer trennen werden!

»Ihr zukünftiger Chef, Jacques Baptiste!«, sagt Lowe, während er mir den Hörer reicht. »Er war einst der Chef des französischen Inlands-Geheimdienstes, der Sûreté Nationale!«

Wir befinden uns nach einer recht kurzen Fahrt in seinem Büro in Vauxhall Cross und gingen ein paar Details durch. Interessanterweise ging es dabei weniger um Paraforce, als vielmehr um einen Einsatz in Pakistan, den er zu koordinieren hat. Er wollte meine Expertenmeinung zu einem Plan, dessen Ziel die Tötung hochrangiger Al Kaida-Mitglieder ist.

»Sir?«, frage ich freundlich.

Sekundenlang herrscht Schweigen. »Ginger Red!«, faucht er schließlich in den Hörer. »Ich verbrachte meine letzten drei Jahre vor der Versetzung nach New York damit, Sie zu jagen! Sie haben ...«

»Ich weiß, was ich habe!«, unterbreche ich ihn.

»Sie haben gute Männer getötet!«, fährt er fort. »Darunter einen Kollegen von mir! Einen sehr guten Freund!«

»Sie sprechen aber nicht von Bernard Soult, oder?«

»Genau den meine ich! Er starb, weil er Ihnen zu nahe kam! Weil er ...«

»Er starb, weil er plötzlich eine zu hohe Zuwendung von der *Familie* forderte. Über Jahre war er mit dem zufrieden, was er bekam. Er nahm das Geld und wir hatten gewisse Freiheiten. Plötzlich aber, nach heftigen Verlusten an der Börse, wurde er gierig und drohte, die in Frankreich agierenden Familienmitglieder auffliegen zu lassen!«

»Sie lügen!«, ruft Baptiste. »Sie sind eine Mörderin und eine Lügnerin! Ich werde Sie niemals auch nur in die Nähe von Paraforce lassen! Gehen Sie zurück in das Loch, aus dem Sie gekrochen sind!«

»Gut, ich werde es Lowe ausrichten! Aber Monsieur Baptiste – ich habe es nicht nötig, Sie anzulügen, denn es spielt nicht mehr die geringste Rolle! Ich habe Ginger Red hinter mir gelassen und lebe nun das Leben von Lady Deirdre McAllister, Agentin des MI... was auch immer es nun sein wird!«

Lowe runzelt die Stirn, sagt aber nichts.

Baptiste hingegen schnauft zornig in den Hörer. »Offenbar ist es Hass auf mich, der Sie so reden lässt. Sie wollen mir Schmerzen bereiten und verleumden meinen Freund! Das ist ...«

»Ich verspüre keinen Hass auf Sie. Warum sollte ich? Sie kamen niemals auch nur in Sichtweite von mir. Sie und Ihre Organisation wussten rein gar nichts! Ich agierte vier Mal in Frankreich, und jeder Einsatz verlief so reibungslos, wie man es sich nur wünschen kann! Ihr Kollege und Freund kannte mich, aber nicht wegen besonders guter Ermittlungen, sondern wegen unserer Zusammenarbeit. Das ist ein Fakt, Monsieur Baptiste.«

»Wie dem auch sei – ich werde nicht zulassen, dass Sie Paraforce beschmutzen!«

Damit legt er auf.

Sekundenlang schaue ich den Hörer an, dann reiche ich ihn Lowe. »Die Sünden meiner Vergangenheit suchen mich heim. Mal sehen, wie lange es dauert, bis er erneut anruft!«

»Was macht Sie so sicher, dass er anruft?«

»Zum einen wird Coleen nicht zulassen, dass es so endet. Zum anderen ist er ein Profi. Er wird nun ein paar Bleistifte zerbrechen, dann einsehen, dass ich keinen Grund habe, ihn anzulügen und seinen Hass überwinden, da ich ihm und seiner Organisation nützlich sein kann!«

»Ich bin gespannt!«, sagt Lowe. »Wenn nicht, hätten Sie sicherlich kein Problem damit, nach Pakistan zu reisen?«

»Nicht das geringste! Aber planen Sie nicht mit mir!« Damit beginne ich erneut, mir die Grundrisse des besagten Hauses in der Hauptstadt Pakistans anzuschauen. Mit einem Bleistift nehme ich Markierungen vor. »Wir agierten sehr selten mit mehr als zwei Mann! Daher kann ich Ihnen nur sagen, wie ich es machen würde – gemeinsam mit einem Kollegen! Wenn Sie ein Einsatzkommando wollen, ist mein Plan nicht sehr nutzbringend!«

»Ein Duo ist fein!«, sagt Lowe. Dabei schaut er immer mal wieder zum Telefon. »Arbeiten Sie lieber mit Männern oder mit Frauen?«

»Ich arbeite gerne mit Profis. Das Geschlecht spielt dabei keine Rolle. Ich ... habe generell keine Präferenzen, was das anbelangt!« Ich lächle. »Aber seien Sie nicht traurig, wenn gleich das Telefon klingelt! Ich denke, die letzte Minute ist angebrochen!«

»Sie sind verdammt sicher!« Er schaut auf die Karte. »Ich habe einen Mitarbeiter, der zuvor beim SBS war. Ich denke ...«

Er seufzt, als das Telefon klingelt. »Wie machen Sie das?«

»Menschenkenntnis, ein bisschen Logik und ... auch ein bisschen Glück«, gebe ich zu und hebe ab. »Moshi moshi?«

»Jemand, den ich sehr mag, hat ein gutes Wort für Sie eingelegt!«, sagt Baptiste. »Damit das klar ist – ich verachte Sie aus tiefster Seele. Sie und alles, was Sie getan haben. Aber ich habe inzwischen den Film Ihres letzten Einsatzes gesehen und komme nicht umhin, Commander Stewart zuzustimmen – Sie *sind* sie beste Wahl, um im Schlangennest zu agieren! Aber sollte ich nur einmal ...«

»Sparen Sie sich die Ansprache!«, unterbreche ich ihn. »Die hatte ich bereits und ließ sie *einmal* über mich ergehen. Das reicht!«

Er schweigt, sein Atem jedoch beschleunigt sich erneut. *Zeit, das Spiel zu beenden.* »Haben Sie noch Kontakt zu Ihrem alten Büro?«

»Warum wollen Sie das wissen?«, schnarrt er.

»Es ist unhöflich, eine Frage mit einer Gegenfrage zu beantworten!«

»Ja, ich habe noch immer beste Kontakte!« *Er steht kurz vor einer Explosion. Sich von mir sagen lassen zu müssen, was unhöflich ist ... Gerade von mir, einer Mörderin ... Kleingeist!*

»Dann schicken Sie jemanden nach Carcassonne und dort in die Privatbank D'ore. Ihr Kollege soll dem Direktor der Bank das Bild von Soult zeigen und fragen, ob er diesen Gentleman kennt. Er wird vermutlich einen völlig anderen Namen hören und erfahren, dass dieser Herr, der seit Jahren nicht mehr gesehen wurde, ein Schließfach bei der Bank hat!«

Ich lege eine kurze Pause ein.

»Und dann?«, fragt Baptiste leise.

»Dann lassen Sie es öffnen. Im Innern befindet sich ein Schnellhefter und in ihm eine Liste. Die Namen darauf sind inzwischen abgeschaltete *Empfänger gewisser Wohltat-*

ten, die jedoch nach einigen Indiskretionen allesamt den Wölfen vorgeworfen werden können!«

»Mitarbeiter der Sûreté Nationale?«

»Nicht nur. Wir hatten ganz verschiedene Kontakte, aber Soult koordinierte sie für uns! Sie können sie alle verhaften lassen!«

»Das werde ich auch tun!«, sagt Baptiste. »Wenn stimmt, was Sie sagen!«

»Es stimmt, denn ich kenne die Liste. Jedoch ... sollten Sie vielleicht persönlich dieses Schließfach öffnen!«

»Wieso denn das?«, fragt er gereizt.

»Weil auf dieser alphabetischen Liste unter dem Buchstaben B ein Mann namens Nicolas Baptiste verzeichnet ist!«

»Sie dreckige Lügnerin!«, schreit Baptiste ins Telefon. »Mein Vater würde so etwas niemals tun! Er diente dem Staat stets zuverlässig und ging schon vor vielen Jahren in Ruhestand. Er kann gar nicht ...«

Er hält inne. »Sie ... sprechen nicht von meinem Vater, sondern von ... meinem Bruder Nicolas!«

»Ich habe Ihnen einen großen Gefallen getan, Sir! Diese Liste wird früher oder später gefunden. Dass Sie nun die Chance haben, einzugreifen, ist ein persönliches Geschenk an Sie. Ich zürne Ihnen nicht, ich lüge Sie nicht an und ich verspreche Ihnen, dass ich jede Aufgabe nach bestem Wissen und Gewissen erfüllen werde. Wenn Sie jedoch nicht mit meiner Vergangenheit leben können, dann beenden wir es hier und jetzt! Ich habe mich nicht für Paraforce beworben, ich weine der Versetzung nicht nach!«

Endlich scheinen meine Worte durchzudringen. »Sie ... meinen das alles wirklich ernst. Es ist, wie Sie es sagen!«

»Natürlich! Ich sagte es schon Ihrem englischen Kollegen vom Five: Ich bin ein überaus ehrlicher Mensch. Ich lüge nur, wenn es der Dienst befiehlt. Sonst aber ist Wahrhaftig-

keit das, was von einem ehrenvollen Menschen erwartet wird!«

»Ehrenvoll? Sie haben ...« Baptiste bricht ab. »Nun, in Ihrer verschrobenen Sichtweise ist das wohl wirklich so!«

»Wir können gerne bei passender Gelegenheit über mein *verschrobenes Weltbild* sprechen und dabei auch berücksichtigen, dass mich der britische Staat engagierte, um exakt zu tun, was ich zuvor tat!«

»Sie ... haben recht!«, gibt Baptiste zu. »Auch wir haben Leute, die ... Probleme ... aus der Welt schaffen. Jeder Staat hat diese Leute. Es steht mir nicht zu, Ihre Ehre oder Ihr Weltbild anzuzweifeln. Nicht, nach allem, was ich getan habe!«

»Wir kommen einem Konsens näher«, lasse ich ihn wissen.

»Offenbar. Sie ... wissen, was auf Sie zukommt?«

»In groben Zügen. Coleen ließ mich etliches sehen. Anderes wird mir hoffentlich bei einer Übergabe erklärt. Im Grunde geht es um einen Orden, der in Edinburgh sein Hauptquartier hat?«

»Ex Sciente Lux!«, sagt Baptiste mit Abscheu in der Stimme. »Es würde niemanden wundern, würden sie hinter den Ghouls stecken!«

»Ich werde mich darum kümmern. Und auch um alles andere, was Paraforce betrifft!«

»Ich hoffe nur, Sie gehen die Sache mit etwas mehr Ernsthaftigkeit an als Ihre Vorgänger!«

»Es wäre schwer, weniger Enthusiasmus zu zeigen!«, erwidere ich kühl.

»Nun, Sie könnten 24 Stunden im Bett verbringen. Sonst aber wäre es kaum möglich, das stimmt!«

Ich lächle. »Werde ich alleine agieren? Oder steht mir ein Operator zur Verfügung?«

»Wir arbeiten nur mit Teams. Ich suche zurzeit nach einem geeigneten Kandidaten! Treten Sie Ihren Dienst so rasch wie möglich an. Bis ich jemanden habe, wird Croft auf seinem Platz verbleiben. Sie dürfen ihm gerne den Hintern versohlen, sollte er nicht kooperieren!«

»Ich bin morgen um zehn im Büro. Wenn das, was der Informant sagte, stimmt, haben wir mit weiteren Ghouls zu rechnen!« Ich halte inne. »Da fällt mir ein – ich brauche eine Waffe, die Salzwasser oder auch bei Bedarf andere Flüssigkeiten mit Druck versprühen kann!«

»Das sagte unser Chief Operator bereits! Tatsächlich ist eine entsprechende Waffe in Arbeit. Bis dahin sollten Sie improvisieren!«

»Gut!« Ich zögere kurz. »Ich hoffe, dass nun alle Fragen, was meine Vergangenheit anbelangt, geklärt sind und dieses Thema nicht noch einmal zur Sprache kommt. Die Taten wurden von Ginger Red begangen und Ginger Red starb in Eastwood Park. Sie sprechen mit Lady Deirdre McAllister, loyale Agentin Ihrer Majestät, abkommandiert zu Paraforce!«

Ich kann Baptiste nicht sehen, *spüre* aber, dass er mit sich ringt. Dennoch stimmt er mir schließlich zu und heißt Deirdre McAllister bei Paraforce willkommen!

Damit endet das Telefonat.

»Schade!«, sagt Lowe. »Ehrlich – mir gefiel der Gedanke, Sie würden in Pakistan diesen elenden Bastard ausschalten! Ich kenne nicht nur den Ghoul-Film, sondern auch jene von Mahadani und dem Angriff auf Hampton Hill House.«

»Sollte die Sache im Januar noch immer köcheln, lassen Sie es mich wissen. Zwei, drei Tage wird Paraforce auf mich verzichten können.«

Lowe schenkt mir ein böses Lächeln. »Ich werde mit un-

serem Informanten sprechen. Können wir warten, dann warten wir!«

»Gut! Islamabad ist ein schönes Städtchen, um ein wenig zu relaxen.«

»Wirklich?«, fragt Lowe.

»Nein! Es ist ein elendes Loch, in dem Frauen wie Dreck behandelt werden. So, wie in jedem islamischen Land. Das Holiday Inn im Zentrum ist jedoch westlich und bequem. Genau richtig, um nach einem Fall mit Ghouls die Seele baumeln zu lassen!«

IX

Vom Anfang, der bekanntlich schwer ist!

Edinburgh, 18. Dezember

Croft blickt mir entgegen, als ich das kleine Büro in einem von der lokalen Polizei betriebenen Gebäude betrete, die Tür schliesse und mich auf den einzigen freien Platz sinken lasse.

Ein Umschlag liegt neben der Computertastatur; darin sind Zugangsdaten für die Systeme, Verträge und mein neuer Ausweis.

McLeans Waffe, sein Smartphone namens Haiku 8-B – das B steht für Britain, denn es ist standardmäßig auf die lokalen Mobilfunk-Frequenzen ausgelegt, auch wenn Roaming natürlich möglich ist! – und die Brille liegen ebenfalls bereit.

Ich schaue mir die Pistole, mit der ich bereits einmal schoss, an. Es ist eine Neun Millimeter; ich entlade sie und auch die beiden Ersatzmagazine, lade meine Glock mit der Spezialmunition und schiebe die Waffe von Paraforce schließlich Croft zu, der mir gegenüber sitzt und schwei-

gend meinen Einzug verfolgt.

»Was wird das?«, fragt er schließlich.

»Ich habe eine nagelneue Glock; sie ist besser als dieses Modell! Wenn wir einen Safe haben, dann schließen Sie die Waffe bitte ein; ich brauche sie nicht!«

Croft sieht aus, als wolle er widersprechen, lässt es aber und kommt meinem Wunsch nach.

Ich logge mich derweil ein, ändere die Passwörter gemäß Anleitung und schaue mir an, welche Programme installiert sind.

Viele sind es nicht.

Office, dann ein Portal, in dem die Polizeistationen in ganz Großbritannien ihre Fälle melden und solche mit paranormalen Zügen markieren, sodass wir uns einschalten könnten.

Dann Webbrowser und ein Messenger, Outlook für Mails und Kontakte sowie ein Zugang zum Labor in New York, um Proben anzumelden und Ergebnisse abzurufen. Da New York nicht gerade um die Ecke liegt, wurden im Kriminallabor des Yards ein paar Mitarbeiter geschult. Auch haben sie entsprechende Geräte und Instrumente, sodass wir Proben dorthin schicken können; auch hier haben wir online Zugang zu *unserer* kleinen Sektion.

Diverse Spiele, meist Multiplayer-Shooter, finden sich ebenfalls auf der Platte, gehören jedoch sicherlich nicht zum Standard von Paraforce. Ich vermute eher, dass sich McLean und Croft so die Zeit um die Ohren geschlagen haben.

Einem ersten Impuls folgend will ich sie löschen, lasse es aber. Solche Spiele schulen auch Reaktion und taktisches Denken. Und da wir auch Pausen oder Zeiten haben, in denen es ruhiger ist ...

Schließlich finde ich eine Datenbank, in der *alle* Fälle auf-

geführt sind, die jemals von Paraforce bearbeitet wurden.

Besonders viel Raum nimmt Ex Science Lux ein. Ich lese mich ein, während Croft mit dem Finger auf den Schreibtisch zu trommeln beginnt.

Nachdem ich im Groben verstanden habe, was es mit dem Orden auf sich hat, öffne ich eine mitgebrachte Plastiktüte und lege ein großes Wassergewehr auf den Tisch. Diese Dinger sind bei Kids der letzte Schrei, denn ihre Tanks fassen zwei Liter Wasser. Zudem kann man Luft in eine Kammer pumpen und das Wasser mit hohem Druck verschießen.

Ich nahm die Luxusausführung und auch drei *Magazine*, zudem zehn Päckchen Salz.

Mit alledem gehe ich zu einem Waschbecken und beginne, eine zehnprozentige Salzlösung in den Magazinen anzusetzen.

Anschließend setze ich ein Magazin auf, die anderen verschließe ich und lege all das in einen ebenfalls gekauften Koffer.

»Können wir nun zur Übergabe kommen?«, fragt Croft, nachdem ich wieder Platz genommen habe.

»Ist Ihre Ablösung schon eingetroffen?«

»Noch nicht!«

»Dann werden Sie also mein Operator während dieser ersten Tage sein?«

»Davon war nie die Rede. Ich habe Urlaub eingereicht und ...«

»Ich habe mit Baptiste gesprochen; Sie *sind* mein Operator während dieser ersten Tage. Ihr Urlaub wurde ausgesetzt; ich kann schlecht alleine agieren, hm?«

»Scheiße!«, knurrt er und schüttelt den Kopf.

»Ich möchte eines klarstellen, ehe wir anfangen – ich *glaube* an das, was wir tun! Und ich werde nicht hier sitzen

und meine nicht-vorhandenen Eier schaukeln. Wir beide, wir werden nun herausfinden, woher diese verfluchten Ghouls kamen!«

»Ich weiß, wer Sie sind. Und ich weiß, was Sie bisher getan haben! Spielen Sie sich nicht auf, Ginger! Ich habe keine Lust, mir die letzten Tage den Arsch für diesen Mist aufzureißen!«

Ich stehe auf, greife nach einem Lineal, das auf dem Schreibtisch liegt – 30 Zentimeter, aus biegsamem Holz – und setze mich neben ihm auf den Tisch.

Dann, so schnell, dass er nicht reagieren kann, knalle ich das Lineal Millimeter neben seiner Hand auf den Tisch. »Ginger ist tot! Ich will diesen Namen niemals wieder hören. Sie werden von Paraforce fürstlich bezahlt und Sie haben enorm viel nachzuholen, um sich dieses Geld zu verdienen. Wir fangen nun an, und wenn ich noch einmal Ihren Bullshit höre, versohle ich Ihnen den Arsch! Ist das klar?«

Er springt auf. »Du versohlst mir den Arsch? Jetzt hör mal zu, *Ginger*. Niemand ...«

Er schreit auf, als ihn das Lineal trifft – und zwar auf den Po.

Noch ehe er reagieren kann, setzt es zwei weitere Hiebe. Dann endlich greift er nach mir, doch ich packe seinen Arm, nehme ihn in einen schmerzhaften Haltegriff und nun hagelt es tatsächlich Schläge.

Nach dreißig höre ich auf. »Noch Fragen, Mister Croft?«

»Nein!«, bringt er hervor. Sein Gesicht ist gerötet, sein Po sicherlich noch sehr viel mehr. Aber den sehe ich nicht.

»Ich lasse jetzt los. Nur ein falsches Wort, und ...«

»Schon gut!«

Es ist nicht das erste Mal, dass ich jemandem tatsächlich den Po versohle. Es war ein probates Mittel, um niedere

Angestellte der *Familie* zu züchtigen. Damals benutzte ich jedoch einen dünnen Rohrstock.

Ein Lineal tut es auch.

Sehr vorsichtig nimmt er Platz. Dabei verzieht er den Mund. »Du bist ein Psychopath!«, sagt er leise. »Ich werde mich in New York beschweren. Und auch bei Lowe! Das war ein Angriff auf einen Kollegen!«

»Baptiste schlug vor, ich solle Ihnen den Arsch versohlen, wenn Sie nicht in die Spur finden! Und was Lowe angeht – rennen Sie zu ihm! Los, rufen Sie ihn an und erzählen Sie ihm, dass ich Sie mit einem Lineal versohlt habe! Das wird ein Spaß!«

Er funkelt mich an, die Schamesröte färbt seine Wangen auch weiterhin. »Du bist wirklich völlig verrückt!«

»Nein! Ich habe nur keine Lust auf Bullshit! Ich bin nicht durch die Hölle der Ausbildung, durch gefährvolle Jobs und fünf Jahre Eastwood Park gegangen, um mir von jemandem Scheiße erzählen zu lassen, der seine Eier schaukelt und damit jeden bei Paraforce gegen sich aufbringt! Baptiste verachtet Sie und McLean!«

»Das tut er nicht! Ich war ein verdammt guter Operator beim Five und ...«

»Und ein fauler Wichser bei Paraforce. Rufen Sie Baptiste an und fragen Sie ihn, was er von Ihnen hält. Jeder ist froh, wenn Sie und McLean endlich weg sind!«

»Ich ... Zum Glück denkt der Five nicht so!«

»Oh nein? Was denken Sie, wird Blake sagen, wenn Sie zurück sind und er Ihre Akte liest? Wenn er sieht, wie Sie und McLean den Five repräsentiert haben? Ich würde mich nicht auf eine freudige Rückkehr in offene Arme freuen, Croft. Ich kenne Blake nicht sonderlich lange, aber ich habe nicht den Eindruck, dass ihm Ihre Mangelleistung gefällt!«

Croft schaut mich an und fragt sich, ob ich das wirklich

ernst meine. Dann steht er auf, nimmt ein Telefon und verlässt den Raum.

Zehn Minuten später ist er wieder da, grau im Gesicht. »Sie ... haben recht! Ich habe mit Baptiste gesprochen. Er ... bedauert, dass ich noch länger als Operator fungiere. Ich ... hatte keine Ahnung, dass ... Ich dachte nie, dass es jemand wirklich ernst nimmt!«

»Was dachten Sie denn? Hat es Ihnen Laura Stewart nicht zu sagen versucht? Und was war mit Coleen? All die Fälle, bei denen Ex Science Lux involviert war ... Und nun die Ghouls! Dachten Sie, das war ein Special Effekt, um mich ein wenig zu ärgern?«

»Ich ... dachte nicht darüber nach! Mein Freund sagte, es sei Bullshit und ich ... ließ mich mitreißen. Es wirkte so richtig! Und nun ...«

»Und nun haben Sie die Chance auf einen guten Abgang! Zumindest zum Schluss hin können Sie zeigen, dass Sie wirklich ein guter Operator sind! Wollen Sie das? Oder sind Sie weiterhin stur?«

»Nein! Ich ... womit fangen wir an, Agent McAllister?«

»Mit dem Informanten, der Sie auf die Crewe aufmerksam machte. Wie ...« Ich halte inne. »Wieso kamen Sie eigentlich mit dem Helikopter? Die Straße ist doch mit dem Wagen nur zehn Minuten entfernt?«

»Wir waren in London und wollten ... auf ein Konzert!«, sagt Croft leise. »Uns nervte dieser Einsatz gewaltig, aber wir hofften, noch rechtzeitig zu kommen.«

»Verstehe. Ja, das erklärt den Helikopter!« Ich verzichte auf weitere Vorwürfe, was er dankbar aufnimmt. »Also zurück zu meiner Frage – wie nahm der Informant Kontakt mit Ihnen auf?«

»Er rief an. Der Anruf wurde in die Zentrale des Hauses weitergeleitet, und ein Beamter rief dann mein Haiku an!«

»Ich nehme an, dass die Anrufe eine Weile gespeichert werden?«

Croft nickt. »Einen Monat – außer, es gibt eine Anforderung, um sie zu archivieren.«

»Gut, dann ...« Ich schaue ihn erwartungsvoll an.

Er begreift sofort, greift zum Hörer und beginnt mit den Nachforschungen.

Ich hingegen schaue mir die Struktur von Ex Science Lux an, soweit wir sie kennen. An der Spitze sitzt ein Mann, den ich kenne – Lord McBrolin, elfter Earl of Loch McMoth.

Er gibt einmal im Jahr zu Ostern ein Fest, zu dem auch meine Eltern eingeladen sind. *Ich muss mit Mutter sprechen, damit sie mir ihren Platz überlässt.* Es ist die wohl beste und früheste Möglichkeit, mit ihm in Tuchfühlung zu kommen.

»Ich habe eine Spur!«, sagt Croft. Er reißt mich aus meinen Gedanken. »Der Anruf kam von einem Anschluss hier in Edinburgh. Er gehört zu einem Doktor Jonas van Ackeren. Angerufen hat jedoch eine Frau!«

»Was wissen wir über diesen van Ackeren?«

»Bisher nichts! Ich habe den Namen noch nie zuvor gehört!«, gibt Croft zu.

»Okay, dann ... finden Sie mehr über ihn heraus.« Ich schaue auf die Uhr. »Ich fahre nach Hampton Home; Sie kennen das Gebäude vielleicht?«

Croft zuckt mit den Schultern.

»Ein großer, weißer Bau in der Altstadt. Schwarz umrahmte Fenster, drei Schornsteine ...«

»Das ist Hampton Home?«, ruft er erstaunt.

»Genau. Ich muss mit meiner Mutter über Lord McBrolin sprechen. Zudem habe ich Karen versprochen, ein wenig Zeit mit ihr zu verbringen; das hier kam alles sehr plötzlich.«

»Wer ist Karen?«

»Meine ... Freundin. Meine ... Partnerin. Zumindest im Moment!«

Er schaut mich an und ich sehe die Frage in seinen Augen. *Ist sie eine ...?*

»Nein, bin ich nicht. Das Gras ist auf beiden Seiten des Zauns grün. Und sollte es nötig sein, werde ich dies auch nutzen – dienstlich, meine ich!«

»Oh, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten!«, sagt er rasch, doch ich höre die Befriedigung aus seiner Stimme heraus, es erfahren zu haben. *Menschen sind oft so leicht zu durchschauen, wenn man nur weiß, worauf man achten muss!*

»Schon gut. Nun wissen Sie es. Halten Sie mich auf dem Laufenden!« Ich gehe zur Tür. »Mir ist übrigens völlig egal, wo Sie arbeiten! Wir sind ohnehin online verbunden und unser Netzwerk verfügt über Groupware-Funktionen. Wenn sie lieber zu Hause in einem weichen Sessel arbeiten möchten ... Und tragen Sie Ringelblumensalbe auf, das hilft!«

Damit verlasse ich das Büro und gehe zu meinem Wagen.

Wenn ich eines begriffen habe, dann, dass Paraforce keine Stechuhren hat und es Baptiste nicht interessiert, wo sich jemand aufhält.

Sofern die Arbeit getan wird.

Und gerade daran haperte es bisher in Edinburgh!

»Du bist schon zurück!«, ruft meine Mutter, als ich den Salon betrete, zu einem Sessel gehe und mich hineinsinken lasse. »Wie war dein erster Tag in dieser mysteriösen Abteilung?«

»Ich habe jemandem den Hintern versohlt und ein paar Dinge klargestellt.« Hobbson kommt näher und reicht mir einen Tee, Karen, die auf dem Sofa sitzt, schenkt mir einen amüsierten Blick.

Auch Baptiste war amüsiert. Er schickte mir eine Nachricht, noch während ich nach Hause fuhr.

Ich hatte nicht gedacht, dass Sie meine Idee mit dem *Versohlen* wörtlich nehmen. Aber nun bedaue-re ich, dass Sie Ihre Brille nicht aktiviert hatten. Das hätte ich doch gerne gesehen! Croft jedenfalls ist sehr kleinlaut, seit er weiß, wie wir über ihn und seinen Partner denken!

»Den Hintern versohlt?«, fragt auch Mutter erstaunt.

Kurz berichte ich ihr von der Begebenheit, und während Karen in Gelächter ausbricht, informiert mich Hobbson, dass meine Fracht angekommen sei!

»Welche Fracht?«

»Nun, die für Sie bestimmten Kisten!«, sagt er, eine Braue hebend. »Der Lieferant sagt, es sei alles arrangiert!«

»Ich erwarte keine Fracht!« Alarmiert verlasse ich meinen Platz und lasse mir von Hobbson die Lieferung zeigen.

In einem ungenutzten Raum stehen zehn große Holzkisten. Auf den Etiketten steht mein Name, als Absender ist Laura Stewart angegeben.

Auf einer der Kisten entdecke ich einen Frachtbrief. Rasch öffne ich ihn.

Kriegerin,

Anbei findest du 4.500 Bücher, die sich mit Okkul-tem und Übersinnlichem, Schwarzer Magie, bizarren Kreaturen, Alchemie und allen anderen Spielar-ten des Paranormalen befassen. Manche dieser Bü-cher sind Jahrhunderte alt und für diese Reise spe-ziell versiegelt worden. In den Katalogen der

Sammler findest du die Bücher unter dem Begriff *Stewart-Bibliothek des Paranormalen* mit einem geschützten Wert von 2.3 Millionen Pfund. Das wertvollste Buch darunter dürfte ein Original des Necromagicus sein; als Expertin wirst du wissen, was es damit auf sich hat!

Ich überlasse die Sammlung dir, denn du wirst sie nutzen wollen und müssen, um erfolgreich zu sein. Ich habe bereits veranlasst, dass die Sammlung künftig *Deirdre McAllister-Sammlung für Paranormales* heißt; den symbolischen Kaufpreis von einem Pfund treibe ich ein, wenn ich mal wieder in dieser deiner Welt unterwegs bin ;-)

Ich wünsche dir viel Erfolg.

In ewiger Verbundenheit

Coleen.

PS: Ich habe diese Bücher gehasst, denn mein Vater zwang mich, sie alle zu lesen. Und wenn nicht ... Mögen ihn die Fomori fressen!

»Nun?«, fragt Hobbson.

»Lassen Sie jemanden kommen, der die Kisten in den Keller bringt. Sie müssen kühl und trocken gelagert werden!«

Ich eile hinauf zum Salon und reiche Mutter den Zettel.

»Wir sollten das Dachgeschoss zu einer entsprechenden Bibliothek ausbauen!«, sagt sie sofort. »Eine Sammlung dieses Werts ...«

Auch mein Vater und Karen lesen den Zettel.

»Das ist doch exakt das, was dich interessiert, oder?«, fragt Karen lächelnd. »Eine Bibliothek ... In Eastwood Park hast du auch ...« Sie schweigt und senkt den Blick.

»Kein Grund zur Scham!«, sage ich leise und lege eine Hand auf ihre Schulter.

Sofort lächelt sie wieder, während meine Mutter in einen Sessel sinkt und wieder nach ihrem Tee greift.

Sie blickt zu Karen und schenkt ihr ein inniges Lächeln. Mein Vater hingegen legt die Hände zusammen und scheint über die Bücher in den Kisten nachzudenken.

Solange wir keinen geeigneten Raum haben, müssen sie darin bleiben.

Wieder blicke ich zu Mutter, dann zu Karen. »Mutter, können wir uns kurz über ... Geschäftliches unterhalten?«, frage ich beiläufig.

Sie nickt und wir verlassen den Raum. Da ich mich ohnehin zum Lunch umziehen muss, gehen wir in den zweiten Stock und dort zu meinem Schlafzimmer.

»Was möchtest du wissen, meine Liebe?«, fragt Mutter, während sie in einem Sessel Platz nimmt.

»Ich frage mich, warum in aller Welt du Karen derart vergötterst und was die Blicke zu bedeuten haben, die ihr euch schenkt.«

Sie lacht. »Höre ich da Eifersucht in deiner Stimme?«

»Nein!« Ich schaue sie durch den Spiegel an. »Ich möchte nur wissen, was es zu bedeuten hat. Von der ersten Sekunde an warst du ihr sehr zugetan!«

»Sie erinnert mich an eine junge Frau, die *ich* sehr mochte!«, sagt meine Mutter. »Leider waren die Zeiten anders, meine Mutter – deine Großmutter – war bei Weitem nicht so aufgeschlossen wie ich und die Kleine eine Bedienstete! Ich sah Karen und sah sofort Michelle in ihr!«

»Michelle?«

»Michelle Ellis; ihre Mutter!«

»Karen ist ... die Tochter eines ehemaligen Dienstmädchens von uns?«, rufe ich aus.

Meine Mutter nickt.

»Sie sagte es mir nicht!«

»Sie weiß es nicht! Heute betreibt ihre Mutter ein kleines Antiquariat, ursprünglich finanziert von Mutter. Sie tat alles, um Michelle aus dem Haus zu bekommen. Ich denke nicht, dass Karen jemals mit ihr über diese Zeit sprach!«

»Das ... kann nicht sein!«, sage ich. »Karen sagte, ihre Eltern seien ... Sie würden solche Beziehungen verachten!«

»Ich weiß. Ich versuchte später, als Mutter tot war, mit Michelle in Kontakt zu treten. Doch sie sagte, sie habe zu Gott gefunden und wolle niemals wieder meinen Namen hören. Kurz darauf zahlte sie das Darlehen zurück; inklusive Zinsen.«

»Und als du Karen gesehen hast ...« Ich blicke meine Mutter an. Endlich begreife ich, warum sie Karen umsorgt. »Möchtest du nachholen, was du einst versäumt hast?«, frage ich leise.

»Nein! Ich genieße ihre Nähe, denn sie ist ihrer Mutter sehr ähnlich. Ihrer Mutter, wie ich sie in Erinnerung habe. Aber ich gönne dir dein Glück.«

»Weiß sie es?«

»Nein! Ich sagte ihr jedoch, dass ich in jungen Jahren ein Mädchen liebte, das ihr sehr ähnlich gewesen sei. Zudem ... hoffe ich, dass sie ständig in deiner Nähe sein kann. Sie liebt dich sehr und ich weiß auch, dass sie dir guttut.«

»Das geht ein wenig schnell«, mahne ich. »Wir kennen einander kaum, wir hatten bisher nicht die Möglichkeit, wirklich ungestört Zeit miteinander zu verbringen.«

Ich sinke neben ihr auf mein Bett. »Mein ursprünglicher Gedanke war, sie nach Hill House einzuladen, um es zu beenden. Aber ich schaffte es nicht. Sie ist ... Sie berührt etwas in mir, das es mir unmöglich macht. Ich habe das zuvor noch nie erlebt! Sie ist wie ein kleiner Hund, dem man keinesfalls die Wurst vorenthalten will. Selbst dann, wenn man selbst ein Butterbrot isst.«

Meine Mutter legt eine Hand auf meinen Arm. »Sie hat dein Herz berührt, als du niemanden hattest. Ich glaube, dass du eine sehr starke Bindung zu ihr hast; eine Bindung, die du noch nicht vollends erkannt hast. Ihre Art, ihre unvoreingenommene Zuneigung zu dir und auch die Tatsache, dass sie *weiß*, was du getan hast, lassen dich an ihr festhalten.«

Sie zögert kurz, dann lacht sie. »Oder ist es Liebe, simpel und klar. Wäre auch eine Möglichkeit.«

»Ich weiß nicht ... Seit ich Eastwood Park verließ, ist mein Leben eine Achterbahn. Auf und ab, ständig etwas Neues. Erst Karen, dann Erna Schablova, Blake und die E-Branch, dann Ghouls und nun Paraforce. Ich bin seit wenigen Tagen auf freiem Fuß und fühle mich, als könne ich schon wieder in Urlaub gehen.«

»Bald ist Weihnachten! Schließe ab, was du abschließen kannst, und komm zur Ruhe. Genieße die Tage, lasse die Seele baumeln und prüfe, ob dich Karen glücklich macht. Wenn nicht, bringt der Januar Neues. Wenn ja, werde ich Karen in unsere Dienste nehmen und dir als permanente Assistentin zur Seite stellen. Ihr jetziger Job wird sie auf Dauer auffressen, und wenn sie dir guttut, soll sie sich auf dich konzentrieren können.«

»Du bist wunderbar!«, sage ich leise und greife nach Mutters Hand. »Danke! Für dein Vertrauen in mich, deine Liebe und dein Verständnis.«

Sie schenkt mir ein strahlendes Lächeln, dann küsst sie mich auf die Wange. »Sag es Karen nicht! Ich rufe ihre Mutter an und spreche mit ihr. Karen wird es früh genug erfahren.«

Ich nicke, dann aber habe ich noch eine Frage. »Weiß Vater, dass du auch Frauen magst?«

»Ich sagte es ihm früh und manchmal ... genießen wir,

was das Leben uns bietet.«

»Fein! Viel Spaß!«, sage ich grinsend.

Sie lacht und lässt mich alleine.

Rätsel gelöst!

Ich folge Mutters Rat und lasse es fließen. Soll Karen bis zum Jahresende an meiner Seite bleiben und mir die Chance geben, Ruhe zu finden und meinen wahren Gefühlen nachzuspüren.

Der Januar wird Neues bringen oder Altes bestätigen; je nachdem, ob mich die Göttin in Karens Armen sehen möchte oder nicht!

So kommt es, dass sie beim Lunch neben mir sitzt und uns mit einer Episode aus ihrer Ausbildung unterhält, während wir Suppe und Toast zu uns nehmen.

»Werdet ihr noch immer zu den Osterfesten von Lord McBrolin eingeladen?«, frage ich, nachdem die Pointe erzählt und das Gelächter verklungen ist.

»Gewiss. Jahr für Jahr präsentiert er uns eine neue Extravaganz; der einzige Grund für diese Einladungen«, sagt Vater. »Letztes Jahr war es eine in Glas gegossene Eis-Statue, die er aus Island hatte importieren lassen.«

»Warum fragst du?«, will Mutter wissen.

»Ich würde gerne das nächste Mal teilnehmen. Wir ermitteln gegen eine Organisation, der er vorsteht. Ein Orden, der sich mit dem Paranormalen befasst.«

»Ex Sciente Lux!«, sagt Vater zu meinem Erstaunen.

»So ist es!«, sagte ich angespannt. »Du ... weißt davon?«

»Ich bin Mitglied!«

»Was?«, frage ich perplex. »Du bist ...«

»Es ist ein Club von Edelleuten und wohlhabenden Men-

schen, die ein gemeinsames Hobby haben. Wir veranstalten Ausstellungen und Lesungen, kommen zusammen und diskutieren. Ich habe eine kleine Kurzgeschichte verfasst, um sie bei unserem nächsten Treffen in Lighthouse Castle vorzutragen!«

Er schmunzelt ein wenig verlegen.

»Lighthouse Castle? Das Schloss, in dem ESL residiert, trägt nun diesen Namen?«

»Inoffiziell. Darf ich fragen, warum dein Büro gegen ... uns ... ermittelt?«

Ich blicke Vater an. »Es wäre möglich, dass Ex Science Lux ein Gesicht hat, das vor den edlen und reichen Damen und Herrn verborgen wird«, sage ich diplomatisch. »Wir haben Berichte und Begebenheiten, die von Mord, Raub und schlimmeren Dingen sprechen!«

»Das ist absurd!«, ruft Vater. »Ich garantiere dir, dass ihr falschen Informationen aufgesessen seid! Komm doch mit, ich führe dich gerne ein!«

»Nein!«, rufe ich. »Vater, unsere Informationen beruhen auf langen und intensiven Recherchen. Paraforce hatte Einsätze gegen Ex Science Lux! Menschen sind gestorben!«

»Das ist widersinnig! Ich kennen die Leute dort!«, ruft Vater aufgebracht.

»Deirdre wird es nicht sagen, um dich aufzubringen«, sagt Mutter sanft.

»Nein!«, bestätige ich. »Angenommen, ich würde dir nun Fragen stellen – bist du bereit, sie zu beantworten?«

»Gewiss!«, sagt er.

»Gut! Ich möchte nicht, dass du dich später fühlst, als habe ich dich ausgehorcht.«

Er nickt.

»Kennst du einen Doktor Jonas van Ackeren?«

»Sicher!«, ruft Vater lächelnd. »Eines unserer intelligen-

testen Mitglieder. Bio-Chemiker, wenn ich mich recht erinnere. Ja, das war es; ein Biochemiker. Ich weiß nicht, wo oder für welches Unternehmen er arbeitet. Aber es geht um Proteine, soweit ich das verstanden habe!«

»Proteine ...« Ich denke nach und frage mich, ob diese Forschung mit den Ghouls in Verbindung stehen könnte. »Weißt du, ob er verheiratet ist?«

»Ich weiß viel über den guten, alten Acker! Seine Familie stammt aus den Niederlanden, lebt aber schon in zweiter Generation hier in Schottland. Seine Frau ist Lydia van Ackeren; eine hübsche Dame aus Aberdeen!«

Rasch hole ich meinen Haiko 8-B hervor und informiere Croft über meine neuen Informationen.

Er schickt mir lediglich ein Smiley mit erhobenem Daumen.

»Du ... weißt nicht zufällig, wo ich Jonas van Ackeren treffen könnte?«, frage ich meinen Vater. »Gesellschaftlich meine ich und außerhalb von Ex Science Lux.«

»Er spielt gerne und oft«, sagt Vater nachdenklich, »fast jeden Abend, wie er sagte. Das würde ihn von seiner Arbeit ablenken! Wahrscheinlich triffst du ihn daher im Maybury³!«

Das Maybury. Der perfekte Ort, um jemanden zu treffen, etwas zu plaudern ... Zu tun, was getan werden muss ... Aber allein dort aufzukreuzen ... Und Croft brauche ich im Hintergrund ... Ich schaue zu Karen. »Was ist die feinste Kleidung, die du hast?«

»Ein Kleid!«, sagt sie überrascht, während meine Mutter meine Intention erkennt.

Sie springt auf. »Ich habe eine Idee! Warum gehen wir

³ Eigentlich: The Grosvenor Casino Edinburgh, bekannt als »The Maybury Casino« oder kurz »The Maybury«

nicht ein wenig shoppen und suchen etwas, das für eine Nacht im Maybury passend ist?«

»Aber ... Ich weiß nicht ... Ich ... Das ist sicher teuer!«, stottert Karen.

»Oh, das lass meine Sorge sein. Offenbar plant Deirdre, diesem Doktor van Ackeren auf den Zahn zu fühlen und benötigt dafür eine entsprechende Begleiterin. Also komm, wir werden dich formidabel ausstatten!«

»Aber ... Okay!« Karen zuckt mit den Schultern und lässt sich von meiner Mutter aus dem Raum ziehen, während ich die Beine ausstrecke und mir von Hobbson einen Drink reichen lasse.

»Du wirst ihm doch nichts tun, oder?«, fragt Vater besorgt.

»Wenn mein Verdacht zutrifft, ist van Ackeren ein Verbrecher. In diesem Fall werde ich ihn wahlweise festnehmen oder ... Es kommt wirklich darauf an, wie sich der Abend entwickelt!«

»Ich kann nicht glauben, mit welcher enormen Macht du gegen unseren Club vorgehen willst!« Etwas Anklagendes haftet seinen Worten an.

»Ich würde es nicht, müsste ich nicht. Aber ESL stand schon unter Beobachtung, lange bevor ich aus Eastwood Park entlassen wurde.«

Nachdenklich mustere ich ihn. *Wie in aller Welt soll es nun weitergehen?*

Ihm zu sagen, er soll sich einen anderen Club suchen, wäre keine allzu gute Idee. Das würde ESL stutzig machen.

Ihn tiefer und tiefer in etwas hineinrutschen lassen, das ihm am Ende das Genick bricht, ist natürlich auch keine Option.

»Dad, ich könnte jemanden brauchen, der im Innern die Augen und Ohren offenhält und mir berichtet, was bei den

Treffen besprochen wird.«

»Ich soll meine Freunde ausspionieren?«

»Es würde mir sehr helfen. Natürlich zu keinem ein Wort!« Ich lege einen Finger auf die Lippen.

»Nun, wenn es dir so viel bedeutet!« Er seufzt. »Ich dachte nicht, dass unser Club eine solche Bedeutung für jemanden haben könnte.«

Ich schenke ihm ein Lächeln. »Wenn du mir nun noch ein Bild von Doktor van Ackeren zeigen könntest, wäre ich entzückt!«

Zu meinem Erstaunen holt mein Alter Herr ein iPhone aus der Tasche seines Hausanzugs, ruft die Fotos auf und zeigt mir schließlich ein Selfie, das neben ihm zwei weitere Personen zeigt. Einer von ihnen, links von Papa, ist McBrolin.

Der andere ist laut Vaters Worten van Ackeren.

»Du erstaunst mich mehr und mehr«, sage ich. »Du und ein iPhone?«

»Die Idee deiner Mutter! Aber eine gute Idee!« Er schmunzelt. »Sie sagte dir, was es mit Karen auf sich hat?«

Ich nicke nur, und auch er belässt es bei einem sanften Lächeln.

X

Von großen Spielen

Edinburgh, 18. Dezember

Karen sieht atemberaubend aus, als sie aus dem silbernen Aston Martin DB5 steigt.

Sie trägt ein Kleid sowie eine Tasche von Prada, Schuhe von Blahnik und Schmuck aus Mutters Schatulle.

Um die Haare, das Make-up und die Nägel an Händen

und Füßen kümmerte sich eine Dame in einem kleinen Salon, den auch Mutter hin und wieder aufsucht.

Auf dem Weg zum Wagen bewegte sie sich, als würde sie auf rohen Eiern laufen. Der Wert dessen, was sie an ihrem Leib trägt, übersteigt ihr Jahresgehalt – entsprechend furchtsam ist sie, etwas zu verlieren oder kaputt zu machen.

Ich hätte ihr ein solches Outfit nicht angetan, doch Mutter gefiel es, sie wie eine kleine Puppe anzukleiden. Offenbar lebt sie nun bei Karen aus, was ihr bei Michelle vorenthalten wurde.

Ein Chauffeur kommt, um den Wagen zu parken. Ich drücke ihm zusammen mit dem Schlüssel zehn Pfund in die Hand und erhalte einen kleinen Chip mit der Nummer des Stellplatzes.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich in diesem großartigen, recht zentral gelegenen Casino spiele.

Meine Eltern nahmen mich das erste Mal mit, als ich sechzehn wurde. Natürlich durfte ich nicht selbst spielen, doch niemand konnte einschreiten, als ich durch meine Mutter setzte.

Ich erhielt – wie Karen nun – 1.000 Pfund Spielgeld und verlor sie im Laufe des Abends. Das ärgerte mich so sehr, dass ich mich eine Weile intensiv mit dem Spiel im Casino befasste.

Vor der Tür hat sich eine kleine Schlange gebildet. Wie so oft veranstaltet das Maybury ein Poker-Turnier und die üblichen Verdächtigen wollen ebenso hinein wie Zuschauer und neue Spieler.

»Ich möchte, dass du eines weißt«, sage ich leise. »Was immer dort drinnen geschieht, was immer ich sage oder tue, dient rein dem Zweck, aus dem wir hier sind. Es ist nicht persönlich und es hat keine Bedeutung über diesen

Abend hinaus! Es ist eine Show! Bitte denke daran!«

Karen nickt, als habe sie verstanden. Aber das hat sie nicht, ich weiß es!

»Du bist ein wunderbarer Mensch und ich bin sehr froh, dass wir zueinandergefunden haben«, insistiere ich darum. »Du bist mir der wichtigste Mensch! Egal, wie ich mich dort drinnen gebe!«

»Gut, ich habe verstanden!«, sagt sie leise.

»Wenn du denkst, ich würde dich falsch oder schlecht behandeln, wenn ich etwas sage, das dich verletzt – dann erinnere dich daran. Es ist Show, es hat nichts zu bedeuten! Ich ... liebe dich!«

Sie schenkt mir einen glühenden Blick. »Ich ... dich auch!«

»Gut!« Ich umfasse demonstrativ ihre Hand und gehe zum Eingang. Sofort tritt einer der Bediensteten, die an diesem Abend an der Tür Dienst haben, vor, und schiebt ein paar Leute einfach beiseite, sodass wir sofort und ohne weitere Wartezeit eintreten können.

»Mylady!«, sagt er dabei und verneigt sich leicht. »Es ist lange her!«

»Vielen Dank, George! Ich hatte anderweitig zu tun, aber es ist immer wieder schön, hierher zu kommen!«, sage ich und gebe ihm zwanzig Pfund »Wie sind die Tische heute Abend?«

»Noch sind sie recht kühl. Der höchste Gewinn waren 17.000 Pfund an der Zwei!«

Karen schaut sich erstaunt um. Eine solche Begrüßung hatte sie sicherlich nicht erwartet. Ich spüre, dass sie etwas sagen will, doch plötzlich tritt ein Fotograf auf uns zu und schon flammt das Blitzlicht auf.

Beim dritten Blitzen lächelt auch sie in die Kamera.

»Lady McAllister! Werden Sie auch an dem Turnier teil-

nehmen?«, fragt ein junger und überaus hübscher Begleiter des Fotografen. In Händen hält er ein digitales Diktiergerät.

»Das wird sich zeigen. Ich habe noch keine fixen Pläne!«, erwidere ich und schalte ein Lächeln ein, das andere bereits als *zauberhaft* bezeichnet haben.

»Darf ich fragen, um wen es sich bei Ihrer hübschen Begleiterin handelt?«, fragt der Journalist ein wenig verlegen. Mein Lächeln lässt ihn erröten.

»Höre ich da Eifersucht?«, frage ich kess und blinzele ihm zu. Dabei lege ich fast beiläufig meine Hand auf seinen Arm. »Diese wunderbare Frau heißt Karen Ellis! Ich lernte sie in einem Club kennen und verliebte mich auf Anhieb in sie.«

»Darf ich fragen, welcher Familie sie entstammt?«, hakt der Journalist nach.

»Ah, einer sehr wohlherzogenen bürgerlichen Familie. Ihre Mutter betreibt ein Antiquariat von ausgesuchter Güte! Sie ahnen, dass mich Karen auf sehr vielen Ebenen ... stimuliert!« Ich drücke seinen Arm ein wenig fester und blinzele ihm verschwörerisch zu.

»Ich wünsche Ihnen ...« Er schluckt und konzentriert sich »... viel Glück!«

»Danke! Sollten Sie jemals über meine Familie schreiben wollen, schicken Sie mir Ihre Karte. Einem solch intelligenten und gut aussehenden Vertreter der schreibenden Zunft stehe ich gerne zur Verfügung.«

Diesen Satz wispere ich so laut, dass ihn jeder hört, obgleich es gleichzeitig diskret wirkt.

Eine Kunst, in die mich meine Mutter einführte, als ich dem *unschuldigen Alter*, in dem man alles sagen kann, ohne dass es Konsequenzen hat, entwuchs.

Zudem reiche ich ihm *unter der Hand* meine Visitenkarte.

»Vielen Dank!« Er wendet sich um und greift mit zitterigen Fingern nach einem Glas.

Karen, die diesem Schauspiel beiwohnte, schenkt mir einen kurzen, alles andere als erfreuten Blick.

»Denk an das, was ich sagte«, wispere ich. »Vergiss es nicht!«

Sie nickt, und das Lächeln, teils fasziniert, teils erleichtert, lässt sie noch hübscher aussehen.

»Das ist der aufregendste Abend, den ich jemals erlebt habe!«, sagt Karen leise, als sie mir gut zwei Stunden später am Tisch des *The Charlston Restaurant* im Casino gegenüber sitzt und ihren Blick über die Karte gleiten lässt.

»Aufregender als unser erster Kuss?«, frage ich unschuldig.

»Das meine ich nicht! Ich meine ... der aufregendste Abend in der Öffentlichkeit«, präzisiert sie kichernd. »Was in aller Welt soll ich nur bestellen?«

»Vertraust du mir?«

Sie nickt und klappt die Karte zu. »Du gibst dich so anders! Warum?«

»Weil dies der erste öffentliche Auftritt von Lady Deirdre McAllister, künftige Countess of Hampton Hill, seit fünf Jahren ist! Niemand weiß, wo ich meine Zeit verbringen musste. Sie denken, ich habe geforscht, war irgendwo im Ausland ... Was auch immer. Nun aber bin ich zurück in heimischen Gefilden und jeder erwartet dieses Auftreten. Viele, wie George am Eingang, waren bereits da, als ich zum ersten Mal über die Schwelle trat.«

»Verstehe! Und der Journalist?«

»Er wird eine hübsche Story schreiben und Ex Science

Lux wird nicht auf die Idee kommen, dass ich hier etwas anderes getan habe, als mit meiner Partnerin Spaß zu haben! Selbst dann, wenn ich im Verlaufe der Nacht Doktor van Ackeren verhören muss!«

»Du hast an alles gedacht«, stellt Karen ehrfürchtig fest.

»Nicht an alles. Wenn ich dir ein Zeichen gebe, musst du einen Kurier empfangen; er wird dir – nicht mir – ein kleines Päckchen geben. George wird dich fragen, was es damit auf sich hat und du wirst es öffnen und ihm ein Asthma-Spray zeigen. Wieder bei mir schiebst du es in meine Handtasche!«

»Das ist wie in einem verdammten Agenten-Thriller!«, wispert Karen aufgeregt.

Der Kellner kommt, und ich enthalte mich einer Antwort.

»Wir nehmen zweimal den Beluga mit Rührei, Toast und ungesalzene Butter! Anschließend das Zanderfilet mit Zitronen-Soße und jungen Kartoffeln sowie einen frischen Salat! Als Dessert das Mousse. Je einen Belini als Aperitif, zur Vorspeise eine Flasche Lanson, zum Fisch bitte eine Flasche Chardonnay aus den Kolonien im Süden! Zum Dessert hingegen denke ich an einen Tokaji Aszú!«

»Eine sehr gute Wahl!«, erwiderte der Kellner, nachdem er alles aufgenommen hat. Er winkt einem Kollegen zu, der eilig etwas Brot und Kräuterbutter bringt.

Es dauert nicht lange, und die Belinis werden serviert.

»Auf die wunderbarste Frau, die mich jemals verzaubert hat!«, sage ich leise. Die Stimmung trägt mich davon; an diesem Abend würde ich ihr meine unsterbliche Liebe schwören und ihr jeden Ring schenken, den sie gerne hätte; inklusive eines Verlobungsringes.

Karen weiß nichts zu erwidern. Sie ist ohnehin damit beschäftigt, mich hingebungsvoll anzuschauen und jede Sekunde zu genießen. Daher belasse ich es dabei, proste ihr

zu und nehme einen Schluck.

»Hast du so etwas schon oft gemacht?«, fragt sie, während wir die Vorspeise verzehren. »Solche Abende, meine ich!«

»Schon häufig, ja!«, sage ich leichthin. »Manchmal privat, manchmal dienstlich! Je höher ich aufstieg, umso häufiger führten mich die Aufträge in solche Gefilde.«

»Ich schätze, das waren die besten Aufträge, oder?«, sagt sie leise lachend.

»Es kommt auf den Ausgang an. Wenn ich wusste, dass am Ende der Nacht ein Mensch sterben würde, war ich zu viel mit den Vorbereitungen beschäftigt, mit dem Planen und dem Ausspähen möglicher Gefahren, um den Abend zu genießen.«

»Und wie wird dieser Abend enden?«

»Wenn alles läuft, wie ich es hoffe, werden wir beide irgendwann gemeinsam mit Doktor van Ackeren zu einem Hotel fahren, in eine der besten Suiten einmieten und ihm dort jedes Geheimnis entlocken, das er je in seinem Leben gehütet hat! Und dann ... sehen wir, was geschieht!«

Karen, die eine Gabel zum Mund geführt hat, hält inne und fixiert mich sprachlos. Sie blinzelt mehrfach, dann lässt sie die Gabel sinken. »Das ist ein Scherz, oder?«

»Nein, denn dies ist kein vergnüglicher Abend, um dich als meine Gefährtin einzuführen! Ich arbeite! Aber wenn du Angst hast oder nicht Teil meines Plans sein möchtest, dann kann ich das sehr gut verstehen. In dem Fall werde ich dich spielerisch *nach Hause* schicken und den Job alleine zu Ende bringen!«

»Ich ... Ich weiß nicht ... Ich habe ...« Sie lächelt tapfer. »Ich lasse dich nicht im Stich!«

»Großartig!«, sage ich überaus enthusiastisch. »Und denke daran – was immer ich sage oder tue ...«

Sie nickt und stellt jene Frage, die mich beschäftigt, seit wir hier sind.

»Hast du van Ackeren gesehen?«

»Nein!«, gebe ich zu.

Sie grinst. »Aber ich! Kam eben rein, sprach mit dem Kellner und ging zurück ins Casino!«

»Die beste Nachricht heute!«

Damit widmen wir uns wieder dem Essen ...

»Sie sind die junge Lady McAllister, nicht wahr?«, fragt van Ackeren, als wir uns an einem Pokertisch jenseits des Turniers gegenübersitzen. »Ich kenne Ihren Vater!«

»Persönlich?«, tue ich erstaunt und lege die Blinds auf den Tisch.

»Wir ... sind Mitglieder im gleichen Club! Er sagte, Sie seien sehr gebildet; Kunst, Literatur und ... Religionswissenschaften?«

»Ich bin an diesem und jenem interessiert«, winke ich ab. »Ein Club, hm? Ich schätze, eine dieser archaischen Einrichtungen, in denen sich Männer treffen, um unter sich zu sein!«

Ich sage dies humorig, nicht vorwurfsvoll.

Entsprechend dem lacht van Ackeren auch. »Aber nein! Wir freuen uns über männliche *und* weibliche Mitglieder.« Sein Blick wandert von mir zu Karen, die auf meinen Wunsch hinter mir steht, sanft meinen Nacken liebkost und ansonsten atemberaubend aussieht. »Sie haben vielleicht schon von unserem Club gehört? Ex Science Lux?«

»Nicht, dass ich wüsste«, erwidere ich gelangweilt. Dann schaue ich auf meine Karten, die auf dem Tisch liegen, und erhöhe den Einsatz.

Neben ihm und mir sitzen drei weitere Mitspieler am Tisch. Die Einsätze sind moderat, die Karten sprechen keine klare Sprache.

»Sprechen Sie doch einmal mit Ihrem Vater! Vielleicht interessiert es Sie!«

»Vielleicht!« Ich schaue auf, als einer der Angestellten zu uns kommt, jedoch mit Karen spricht. Ein Kurier ist eingetroffen.

Sie geht mit ihm, und kurz schaue ich ihr nach, einen verträumten Blick in den Augen.

»Sie ist bezaubernd!«, sagt van Ackeren.

»Nicht wahr? Ich habe großes Glück!«, erwidere ich beiläufig. »Sie ist ein wunderbarer Mensch. Und die Leidenschaft in Person!« Ich blinzele ihm zu, und er versteht.

Ich weiß, dass er sich nun ausmalt, wie es wohl sein mag. Karen und ich, in einem hübschen Bett ...

Von dort ist der nächste Gedanke nicht weit. *Wie mag es wohl sein – Karen und ich in einem hübschen Bett und er zwischen uns ...*

Ich nehme eine weitere Karte, schaue kurz und stelle fest, dass ich gute Chancen auf den Pott habe.

Kurz darauf sind die Chips mein.

Während ich sie auftürme, gönne ich mir einen *versteckten Blick* auf van Ackeren, den auch Stevie Wonder bemerkt hätte.

Er merkt es und setzt sich unbewusst in Pose.

Für sein Alter ist van Ackeren gut in Schuss, um es einmal so zu sagen. Schlank, fast sportlich, gepflegt und mit solariumgebräunter Haut.

Sein Haar ist grau, aber noch nicht schütter, seine Augen schauen klar, aber weder gierig noch schleimig in die Welt.

Er ist einer der Signore, auf die mich Papa häufiger ansetzte. Bereut habe ich solche Aufträge nie, denn Männer

in diesem Alter wissen, was einer Frau gefällt, und legen Wert darauf, dass nicht allein sie ihren Spaß haben, sondern auch ihre Partnerin.

Der Sex verändert sich mit zunehmendem Alter. Junge Männer sind oft ungestüm und egoistisch. Später, wenn sie wissen, was sie können und begriffen haben, dass eine Frau, die auf ihre Kosten kommt, ein noch besseres Erlebnis im Bett garantiert, werden sie ruhiger, fürsorglicher und damit besser und besser.

Den besten Sex mit einem Mann hatte ich mit einem 56-Jährigen während einer Kreuzfahrt. Ich weiß noch, dass er viermal in einer Nacht kam, ich jedoch mehr als doppelt so oft.

Da die gesamte Session auf Film gebannt wurde, bedeutete dies für den Signore den Ruin oder aber uneingeschränkte Kooperation. Für mich bedeutete es, dass zwei Kollegen, die den Film ausgewertet hatten, meinten, ich müsse die Reise eigentlich bezahlen. Schließlich habe ich recht viel Spaß gehabt ...

Wirklich witzig ...

Zurück zu van Ackeren. Wäre er eine Zielperson, die ich verführen müsste, es wäre kein unangenehmer Auftrag.

Doch darum geht es nicht. Obwohl die Grundzüge identisch sind. Ich möchte ihn in die Abgeschlossenheit eines Hotelzimmers locken!

Karen kehrt zurück und schiebt den Inhalator in meine Tasche. Ich nutze die Gelegenheit und küsse sie auf die Lippen.

Van Ackeren genießt den Anblick, doch ich beschließe, ihn nun ein wenig zappeln zu lassen. *Nicht zu dick auftragen!*

Also konzentriere ich mich auf das Spiel und gewinne mit zunehmender Sicherheit größere Summen.

Auch van Ackeren wird vom Ehrgeiz gepackt und plötzlich ist jedem am Tisch klar, dass es irgendwann auf ein *Heads Up* zwischen ihm und mir hinauslaufen wird.

Meine Strategie wechselt. Ich lasse ihm kleine Potts, ziehe dafür die größeren. Nach und nach steigen die drei Mitspieler aus. Karen, die hinter mir steht, verfolgt das Spiel aufmerksam. Bei den hohen Potts beschleunigt sich ihr Atem ein wenig.

Am Ende habe ich Chips im Wert von etwa 54.000 Pfund vor mir, er hingegen lediglich 4.000 Pfund.

Der Pott in der Mitte aber ist auf 75.000 angewachsen.

Karen zittert. Ihre Hände ruhen auf meinen Schultern und ich weiß, dass sie Schnappatmung und einem Kollaps nahe ist.

Meine Karten bisher sind ... schlecht. Hätte van Ackeren mehr Geld auf dem Tisch, er würde den Pott genüsslich holen.

Karen hat sich meine Karten angeschaut und versteht wohl genug vom Spiel, um meine Einschätzung zu teilen.

Meine Chance ist, ihn aus dem Pott zu drängen. Aber dann ist er pleite, wütend und geht.

Ihn gewinnen zu lassen ist auch keine Lösung.

Tatsächlich, so stelle ich fest, sind nicht nur die Karten schlecht.

Van Ackeren schaut begehrllich auf die Chips in der Mitte, dann auf seinen kläglichen Haufen.

Er kann den Einsatz nicht bringen.

Der Wissenschaftler wendet sich an den Croupier. »Ich möchte einen Scheck einlösen!«

»Nicht in der laufenden Runde!«, sagt dieser. »Nur, was auf dem Tisch liegt!«

Frustriert funkelt ihn van Ackeren an. Schließlich zieht er seine Uhr aus und hebt sie hoch. »Ein Erbstück der Fami-

lie. Ihr Wert wurde auf 150.000 Pfund geschätzt!« Und an den Croupier gewandt sagt er: »Sie liegt die ganze Zeit auf dem Tisch!«

Er legt sie in die Mitte, zusammen mit seinen Chips und lässt sich eine neue Karte – die letzte – geben.

Nun ist es an mir, mir etwas einfallen zu lassen.

Sicher, mein Schmuck ist enorm viel Wert. Aber das würde mich nicht weiterbringen. Andererseits könnte dies ...

Ich bedeute Karen, sich zu bücken. »Ich möchte etwas tun, das dich entsetzen wird. Aber vertrau mir, es muss sein! Gibst du mir Card Blanche?«

»Gut!«

Ich nehme einen Zettel und schreibe so, dass nur sie es sieht, folgenden Satz darauf:

Eine Nacht mit Karen und mir sollte den Wert decken!

Sie schnappt dreimal nach Luft und sinkt auf einen in-between freien Stuhl.

Einspruch erhebt sie keinen.

Ich hingegen falte ohne äußerliche Regung den Zettel und schiebe ihn van Ackeren zu.

Dieser greift danach, liest es und schaut mich überrascht an. Sein Blick frisst sich in meinen, dann, nach einem verführerischen Lächeln, nickt er und legt den gefalteten Zettel auf den Haufen.

»Darf ich ...«, fragt der Croupier, doch sowohl van Ackeren als auch ich geben ihm ein scharfes *Nein!*

Ich erhalte die letzte Karte.

Zeit zur Abrechnung!

Auf dem Tisch liegen zwei Damen, eine Zehn und zwei Könige.

Van Ackeren schaut mich an, und nun sehe ich Gier in seinen Augen. Genüsslich dreht er zwei Karten um und

schiebt sie nach vorne.

Er hat zwei Damen; damit sind es nun vier Damen gegen meine Karten.

Ich seufze. »Welch ein Unglück!«

Karen umfasst mein Bein fast schmerzhaft, so sehr nimmt sie der Moment mit. Ihre Blicke sind auf den gefalteten Zettel geheftet, sie hat keine Ahnung, was ich in petto haben könnte.

»Unglück?«, fragt van Ackeren und lehnt sich zurück. »Glauben Sie mir, es wird Ihnen schon bald nicht mehr so vorkommen!«

»Nun ja!«, erwidere ich resignierend. »Es ist ein Unglück, denn der Abend hätte überaus ... interessant verlaufen können!« Damit drehe ich zwei Könige um und schiebe sie vor.

Karen stößt einen Schrei aus und kollabiert fast im Stuhl, während der Croupier, der zuvor die vier Damen zur Seite legte und damit die höchste Wertung auf dem Tisch markierte, die Damen zurückschiebt und die Könige beiseitelegt. »Vier Könige – Lady McAllister gewinnt!«

Van Ackeren blickt auf den Tisch und schaut in sprachlosem Entsetzen zu, wie der Croupier nicht nur die Chips in meine Richtung schiebt, sondern auch seine Uhr!

Seine wertvolle Uhr.

Auch dem Zettel schaut er nach. Doch kaum liegt er in meiner Nähe, als ihn Karen an sich nimmt und zerreißt. Ich rieche ihren Schweiß, sehe ihre geröteten Wangen und begreife, in welcher schwierigen Situation ich sie gebracht habe.

Und doch erhob sie keinen Einspruch, sondern vertraute mir!

Ich hoffe, sie geht auch den letzten Weg mit mir!

Langsam erhebe ich mich. »Bitte zahlen Sie die Chips auf mein Hauskonto ein!« Ich schiebe dem Croupier einen 500-

Pfund-Chip zu und stecke meinerseits die Uhr ein. »Für Sie und Ihre freundliche Kooperation!«

»Vielen Dank!« Er blickt mich an und ich weiß, dass er weiß, was auf dem Zettel stand. Die 500 Pfund sind damit wohl verdient, denn er hätte einschreiten müssen.

»Komm, Darling – wir nehmen einen Drink an der Bar, ehe wir nach Hause aufbrechen. Das Spiel hat mich sehr ... stimuliert!«

Ich schenke ihr ein schmutziges Lächeln, umfasse ihre Hand und verlasse den Poker-Raum.

Auf dem Weg hinaus applaudieren jene, die zugeschaut haben.

»Wenn alles nach Plan verläuft, wird van Ackeren zu uns stoßen und ich werde ihn einladen, mit uns ein Hotelzimmer aufzusuchen. Möchtest du auch diese letzte Etappe gehen, oder soll ich dich entschuldigen und es alleine zu Ende bringen?«

Karen schaut mich überrascht an. Ich sehe viele Fragen in ihren Augen.

Dann aber drückt sie meine Hand. »Ich vertraue dir!«

»Gut!« Wir erreichen die Bar. »Wenn Sie Absolut und Kahlúa haben, hätte ich gerne zwei White Russian, traditionell zubereitet!«, ordere ich beim Barkeeper.

Wir bekommen die Drinks, und noch ehe wir auch nur genippt haben, gesellt sich van Ackeren zu uns.

»Einen White Russian auf den galantesten Verlierer, den ich je gesehen habe!«, bestelle ich und schenke dem Mann ein Lächeln.

»Wer weiß«, sagt er und tut nachdenklich, »wer am Ende der Verlierer ist! Wie Sie schon sagten – der Abend hätte überaus interessant werden können!«

»Das ist wohl wahr!« Damit proste ich ihm zu. Dann bringe ich meinen Mund an sein Ohr, meine Hand berührt

sein Hemd in Brusthöhe. Wie es sich gehört, ist sein Jackett tiefer geknöpft und lässt den oberen Bereich mitsamt der Krawatte frei. »Es gibt kein Gesetz, das uns einen ... Schlummertrunk verbieten würde! Wir könnten zu ... einem Ort Ihrer Wahl fahren, über das Spiel sprechen und einen Drink oder zwei nehmen!«

Er schaut zu Karen, die zum Glück geistesgegenwärtig genug ist, um ihn anzulächeln. »Zu ... dritt?«

»Gewiss! Ich gedenke nicht, Karen von meiner Seite zu weisen.«

»Ich habe eine Stadtwohnung nicht weit von hier! Die Bar dort ist gut gefüllt!«

»Welch glücklicher Zufall! Sie fahren vor, wir folgen!«

Wir leeren die Gläser, ich unterzeichne die Rechnung, dann verlassen wir das Casino.

Kurz darauf sitzen Karen und ich in meinem Wagen, während van Ackeren in seinem Bentley vorausfährt.

»Und wie geht es nun weiter?«, fragt Karen nervös.

»Wir werden das Spiel auf die Spitze treiben. Sobald ich weiß, wo die Bar ist, wirst du dich mit ihm befassen, während ich die Drinks mische. Ab dann läuft alles von selbst!«

»Ich soll mich mit ihm ... befassen?«, ruft sie entrüstet. »Ich weiß nicht, ob ich das kann! Was soll ich tun?«

»Tanzen, hoffe ich! Wenn du es nicht kannst, lasse ich mir etwas weniger Unauffälliges einfallen! Hab keine Angst, ich verlange nichts, was du nicht tun möchtest. Das ist nicht dein Spiel, sondern meines!«

»Du ... willst ihm etwas ins Getränk mixen!«, begreift sie. »Das, was ich von dem Kurier bekam!«

»So ist es! Mit etwas Glück wird er mich nicht verdächtigen. Er wird glauben, dass all das zu viel war.«

Karen seufzt. Dann legt sie eine Hand auf mein Knie. »Also schön, ich versuche mein Bestes!«

»Danke!« Ich berühre ihre Wange. »Du bist wunderbar!«

XI

Von der Wahrheit

Edinburgh, 19. Dezember

»Hübsch!«, sage ich und schaue mich um.

Die Stadtwohnung von van Ackeren umfasst zwei Zimmer, eine kleine Küche und ein Bad. Klein und fein, aufgeräumt und wohl duftend.

Im Flur ziehen Karen und ich die Schuhe aus und gehen auf Strümpfen in das mit Büchern vollgestopfte Wohnzimmer.

Van Ackeren beobachtet uns lächelnd. »Möchtet ihr etwas Musik hören?«

Ich nicke, und kaum erklingen die ersten, sehr sanften Töne, als ich Karen in den Arm nehme, mich zum Takt bewege und sie derart leidenschaftlich küsse, dass van Ackerens Körper reagiert.

Seine Hose, gemacht für eine Nacht im Casino, ist nicht straff genug, um die natürliche Regung seines kleinen Wissenschaftlers zu verdecken.

Karen seufzt, als ich den Kuss unterbreche. Ihre Hände ruhen auf meinen Schultern, ihr Unterkörper bewegt sich zum Takt.

Verspielt umfasse ich ihre Hände, lasse sie sich einmal drehen – und als sie stoppt, steht sie vor van Ackeren, der sofort ihre Hüften umfasst und mit ihr zu tanzen beginnt. Dabei drückt er sich ein wenig an sie, sein Blick drückt Verlangen aus.

»Die Bar?«, frage ich beiläufig.

»Im Globus!« Er denkt nicht daran, die Drinks selbst zu mixen. Dafür ist er zu sehr von Karens Duft, ihren Bewe-

gungen und ihrer Schönheit umfassen.

Das ist alles so einfach! So oft durchgespielt, so oft erfolgreich abgeschlossen ... Und doch so aufregend und in Details anders.

Karen lässt zu, dass er seinen Unterleib gegen sie presst. Sie muss nun spüren, dass sein Glied hart ist, aber sie sagt dazu nichts. Auch nicht, als er seine Hände über ihren Rücken gleiten lässt. Sanft, vorsichtig, bis zum Saum des Rocks.

Dann beginnt er, die Bluse herauszuziehen.

Ich mixe drei Gin Tonic, lasse in einen das Mittel fließen, das mir Croft schickte, und tanze zu den beiden. Dabei mache ich mir im Geiste eine Notiz, Karen für diese Leistung höchstes Lob zu zollen. Nicht viele Frauen würden mitspielen. Vielleicht tut sie es, um mir zu gefallen. Oder sie spürt selbst die Spannung, die nun in der Luft liegt.

Bei den beiden angekommen küsse ich erst Karen, ehe mich van Ackeren küssen darf.

Ohne im Tanzen innezuhalten, drücke ich meiner Partnerin und ihm ein Glas in die Hand, wir prosten einander zu und trinken.

Kaum sind unsere Gläser leer, als ich Karen bedeute, sie beiseitezustellen. Schließlich möchte ich nun mit unserem Gentleman tanzen.

Ich drücke mich verlangend an ihn, spüre seine Erektion und kichere leise, als seine Hand erst über meine linke Seite gleitet, dann aber nach vorne wandert und meine Brüste massiert.

Ein sanfter Schauer durchrieselt mich. Seine Berührungen beweisen, dass ich mit meiner Einschätzung richtiglag – er weiß, was einer Frau gefällt. Wäre dies der Auftakt zu einer erotischen Nacht, sowohl Karen als auch ich kämen vollumfänglich auf unsere Kosten.

Ihm in nichts nachstehend lasse ich meine Hand fast zu-

fällig nach unten gleiten und berühre sanft sein Glied. Da es von Slip und Hose verdeckt wird, ist es natürlich kein direkter Kontakt.

Dennoch zuckt es, als meine Hand über die Spitze huscht.

Heavenly shades of night are falling, it's twilight
time

Out of the mist your voice is calling, it is twilight
time

When purple colored curtains mark the end of day
I'll hear you, my dear, at twilight time

Ich singe den Song der Platters mit, der just in diesem Moment aus den Boxen dringt. Die Situation wird mehr und mehr unreal, ich genieße das Spiel, das ich so oft spielte, bevor man mich stoppte.

Gehe in das Gefängnis! Begib dich direkt dorthin!
Gehe nicht über Los. Zieh nicht 4.000 Mark ein!

Gut, dass ich auch die zweite Karte zog. Du kommst aus dem Gefängnis frei ...

Aus dem Augenwinkel sehe ich Karen, die neben mir steht und nicht so recht weiß, was sie tun soll. Lässig ziehe ich sie zu mir, wir tanzen zu dritt, ich küsse van Ackeren, dann sie und schließlich kommt sie nicht darum herum, auch ihn zu küssen.

Dann, plötzlich, schwankt der Wissenschaftler.

Erst nur kurz. »Zu viel Alkohol!«, sagt er entschuldigend und kichert.

»Wer nicht?«, frage ich neckisch und drücke mich an ihn. Sein Blick ist glasig und unfokussiert.

Wieder schwankt er, dann atmet er tief durch, greift sich an die Brust und sinkt zu Boden.

»Jonas?«, frage ich alarmiert, während Karen zurückweicht. »Jonas, sprich mit mir!«

»Ich weiß nicht ... Was ist nur los? Ich ...«

»Hast du Probleme mit dem Herz?«, frage ich eindringlich. »Jonas, hör mir zu! Schau mich an! Hast du Probleme mit dem Herz?«

»Manchmal!«, bringt er hervor »Mir ist schlecht! Ich ... weiß nicht ... Wo bin ... Ich sehe nicht mehr richtig!«

»Karen, öffne sein Hemd und seine Krawatte! Ich hole Wasser und rufe den Notarzt!« Damit stehe ich auf und gehe zur Küche, um kaltes Wasser in ein Glas zu füllen.

Als ich zurückkehre, laufen dicke Schweißtropfen über van Ackerens Stirn. Er bebt am ganzen Körper, sein Blick irrlichtert durch den Raum.

Ich hingegen trage nun meine Brille, Croft ist aufgeschaltet.

»Schemen!«, sagt er. »Sie greifen nach mir. Was ist das?«

»Vielleicht hast du einen Schlaganfall!«, sage ich und sinke neben ihm nieder. »Was weißt du über den Ghoul?«

»Was? Über den Ghoul?«

»Ghoul?«, frage ich. »Was meinst du?«

»Du hast ...«

»Ich fragte, ob du dich auf einen Stuhl setzen willst!«

»Oh, Stuhl. Ich dachte ...« Er schüttelt den Kopf.

»Was ist denn ein Ghoul!«

»Warum ... willst du das wissen?«

»Damit du nicht ohnmächtig wirst, ehe der Rettungswagen da ist! Du hast es gesagt, nicht ich!«

»Züchtung!«, sagt er. »Für den ... Warum fragst du das?«

»Was frage ich?«

»Nach dem Ghoul!«

»Habe ich nicht. Ich sagte: »Bleib cool!««

»Oh! Ich ... alles schwimmt. Ein Schlaganfall! Ich ... Schmerzen. Kopfschmerzen. Wer bist du?«

»Die Ghouls sind eine Züchtung?«

Er nickt.

»Und wo finden wir sie?«

»Labor!«

Er atmet schwer, seine Lippen färben sich blau.

»Ich bin bei dir! Deirdre, weißt du nicht mehr? Und Karen ist da!«

Seine Hand umfasst meine. »Ich sehe verschwommen. Schatten ... Feuer ... Es kommt näher, ich soll brennen!«

»Brennen? Ist es die Hölle?«

»Ja! Gott steht mir bei, es ist die Hölle. Und da ist Satan!«

Er klammert sich an mich. Seine Sprache ist verwaschen, mal stammelt er, dann wispert oder schreit er wieder die Worte heraus. »Hilf mir. Ich will nicht ... Geh weg, Satan. Lass mich ... Ich ...«

»Was belastet dich? Warum holt dich Satan?«

»Die Ghouls! Ich habe Menschen ... Nein, ich will nicht! Ich sterbe! Satan ... Die Hölle ... Hilf mir!«

Van Ackeren schluchzt nun. »Rette mich! Es ist so heiß. Ich brenne! Ich brenne!«

Schweiß läuft in Bächen über seinen Leib, seine Haut ist rot. Er hat hohes Fieber, das Blut jagt durch seine Adern.

»Wo sind die Ghouls? Ich beseitige sie, und du bist gerettet!«

»Ja!« Er klammert sich so hart an meinen Arm, dass es schmerzt. »Rette mich! Rette mich! Satan ... Ich brenne! Ich brenne!«

»Wo sind die Ghouls? Ich kann dich nicht retten, wenn ich es nicht weiß!«

»Charlton ... Cas... Geheime ... Forsch... Ich brenne! Ich brenne für meine Sünden!«

Gotcha!

Karen sitzt auf einem Zweisitzer und schaut mit Grauen in den Augen dem Schauspiel zu, das sich ihr bietet. Denn

noch immer brabbelt, stammelt, wimmert und schreit van Ackeren.

Ich stehe auf, gehe zu ihr, nehme neben ihr Platz und drücke sie an mich. Ihr Kopf liegt auf meiner Schulter, sie hält die Augen geschlossen. Leise schluchzt sie, ihre Hände graben sich in meinen Rücken.

Ich hingegen sehe, dass Spasmen durch den Leib des Mannes laufen. Er schreit wieder und wieder, dass er brennen würde. Seine Hände greifen nach mir, er ruft nach mir. Dann beginnt er Worte eines Gebets, ehe seine Zunge schwer wird und ihm den Dienst versagt. Er würgt, seine Hand schabt über den Teppich.

Dann bäumt er sich auf, seine Augen rollen nach innen und reglos kippt er zurück.

Karen schluchzt lauter. Sie drückt sich an mich und weint.

Sekunden werden zu Minuten.

Eine, dann zwei und drei.

Nach vier Minuten hört Karen auf zu weinen, dreht den Kopf und schaut zu van Ackeren. »Schläft er?«, wispert sie.

»Die Banshee hat ihn geholt!«, erwidere ich.

Sie wischt sich über die Augen. »Er ... hat gesagt, was du wissen wolltest, nicht wahr? Kurz bevor du zu mir kamst!«

»Ja!« Ich stehe auf und kontrolliere seinen Puls. »Croft?«
Stille.

»Croft?«, frage ich noch einmal.

»Ja, ich ... Das war ... So etwas habe ich schon lange nicht mehr sehen müssen! Ich schicke einen Rettungswagen!«

»Gut!«

Ich nehme die Gläser, gehe ins Bad und spüle sie aus. Anschließend gebe ich etwas Gin und Tonic hinein und stelle sie wieder auf den Tisch.

Karen schaut mir schweigend zu.

»Möchtest du zum Wagen gehen? Oder bist du stark genug, das alles bis zum Ende zu erleben?«

»Ich bin bis hierher mit dir gegangen! Also bleibe ich!« Sie seufzt. »Es ... war Mord! Du hast ihn umgebracht, nicht wahr?«

»Ja, das habe ich. Und wenn wir zu Hause sind, erkläre ich dir jeden einzelnen Schritt. Alles, was du wissen willst!«

Sie nickt, nimmt ein Kissen und presst es an ihre Brust.

Sie muss stark sein, bis Rettungswagen, Polizei und Gerichtsmedizin weg sind. Denn erst dann endet der Spuk.

»Also ist Jonas wirklich tot!«, stellt Vater fest, während er die Uhr des Wissenschaftlers betrachtet. »Ging es nicht anders?«

»Wäre es anders gegangen, hätte Deirdre sicherlich einen anderen Weg gewählt!«, sagt Mutter milde. »Nicht wahr?«

Ich nicke gedankenverloren.

Es ist spät in der Nacht, doch beide warteten auf unsere Rückkehr. Sie waren gespannt zu erfahren, wie die Sache ausging.

Nun sitzt Mutter auf dem Sofa und hält Karen im Arm. Nicht zärtlich, sondern beschützend wie eine sehr gute Freundin.

Und Karen lässt sich diese Nähe zu gerne gefallen, wie ich sehe. Sie wirkt verletzlich und verletzt, ängstlich und auch ein wenig aufgeputscht.

»Wie war es?«, fragt Mutter nach einer Weile in mein Schweigen hinein.

Karen ist es, die plötzlich den Mund öffnet und einen mi-

nutiösen Bericht abgeliefert; bis hin zu dem Moment, als wir die Türen für den Rettungswagen und die Polizei öffneten.

Meine Eltern hören staunend zu, stoßen hin und wieder einen erschrockenen Ruf aus und schütteln den Kopf.

Dann, als Karen schweigt, reibt ihr Mutter sanft über die Schulter. »Das war sicherlich sehr aufregend, hm?«

»Oh ja!«, sagt sie. »Als ich den Zettel sah, den Deirdre schrieb ...« Sie schüttelt den Kopf. »Aber am Ende ... lief es ohne sehr viel Körperkontakt ab!«

»Und ein guter Mann ist tot!«, sagt Vater. Ich spüre, dass er verärgert ist. Und ich spüre, dass ich verdammt stolz auf Karen bin! *Es lief ohne viel Körperkontakt ab.* Da habe ich Kolleginnen gesehen, die sich nach dem ersten Job mehr ins Höschen gemacht haben.

Sobald wir alleine sind, werde ich Karen sagen, wie sehr sie mich an diesem Abend beeindruckt hat.

Vater betrachtet noch immer die Uhr und ich weiß, dass ich seine Meinung im Bezug auf diesen Abend ändern muss.

Es ist wichtig, dass er die Wahrheit kennt und weiß, welch perverse Forschung sein *Freund* betrieb.

»Ein guter Mann ...« Ich bedeute Vater, neben mir Platz zu nehmen. Dann schalte ich das TV-Gerät ein und übertrage die Wiedergabe meines Haiku 8-B auf eben diesem Gerät.

Gemeinsam schauen wir uns den Ghoul-Film an.

»*Das* ist das Werk von Jonas van Ackeren!«, lasse ich Vater wissen, nachdem der Film endet. »Er selbst gab es zu, als er sich mit der Hölle konfrontiert sah!«

»Das ... Ich weiß nicht, was ich sagen soll!«, gibt Papa zu. »Er ... wirkte nicht, als würde er so etwas tun!«

»Ich bin sicher, dass Mengele in sozialem Umfeld überaus freundlich, gewitzt und ein guter *Freund* war«, erwide-

re ich schwach. »Ex Science Lux ist eine Brutstätte des Schreckens, Vater. Und Paraforce setzt alles daran, dem ein Ende zu bereiten!«

Papa nickt, ehe er die Uhr umlegt und prüft, ob sie ihm steht. »Ich darf sie behalten?«

»Natürlich. Schließlich habe ich sie gewonnen; fair und mit etwas Glück, denn die Göttin war mir gewogen.«

»Ich verstehe nicht, wieso van Ackeren selbst von der Hölle anfang!«, sagt Karen, die sich an mein Versprechen erinnert.

»Die von mir verabreichte Droge sorgte dafür, dass Sinnesreize nicht mehr richtig wahrgenommen wurden. Er spürte sein Fieber, aber sein Hirn gaukelte ihm vor, er würde brennen. Hinzu kommt, dass die Droge offen für Einflüsterungen macht; das ist Teil ihrer Wirksamkeit. Als ich die Hölle erwähnte, gaukelte ihm sein verwirrtes Hirn die Szene vor!«

»Was für ein Mittel war das?«, fragt Mutter erstaunt.

Ich hole den Inhalator hervor. »Eine spezielle, bei einer Autopsie nicht nachzuweisende Substanz, weit entfernt verwandt mit dem alten Thiopental. Schnell wirksam, sehr flüchtig und später nicht mehr festzustellen. Ich forderte es an, denn ich nutzte es früher schon!«

»Und es endet immer tödlich?«, fragt Karen leise.

»Der Blutdruck steigt während der Behandlung permanent an. Ohne Gegenmittel stirbt der Behandelte!« Ich drehe den Inhalator und nun sehen meine Eltern, dass er auf beiden Seiten einen Deckel besitzt. Zudem ist eine Düse rot, die andere grün.

Karen hat keine weiteren Fragen mehr, wie ich feststelle. Und auch die Neugier meiner Eltern ist befriedigt.

Wir ziehen uns zurück, um den Tag zu beenden.

In dieser Nacht erlebe ich Karen von einer neuen Seite.

Wir lieben uns, doch sie ist dabei aggressiv und fordernd. So, als würde sie all ihre bislang unterdrückten oder zurückgestellten Gefühle nun ausleben.

Als ich neben ihr einschlafe, sehen mein Rücken und meine Oberschenkel aus, als habe ich mit einer Raubkatze gekämpft.

Aber es hat sich gelohnt!

XII

Von den Tagen nach van Ackeren

Edinburgh, 20. Dezember

»Sie haben keine Probleme, sich von Ihrer Tat zu lösen, oder?«, fragt Baptiste. Er sah, was sich in van Ackerens Wohnung abspielte, denn Croft hatte ihm eine Aufzeichnung geschickt.

»Nein, Sir. Ich bin emotional nicht betroffen!«

»Traurig, oder?«

»Sir ...!«, sage ich mahnend.

»Richtig, wir wollten niemals wieder darüber sprechen. Nun, Sie haben die Information. Aber ich kann nicht sehen, warum der Tod dieses Mannes notwendig war!«

»Bislang weiß Ex Science Lux nicht, dass ich für Paraforce arbeite. Ich wollte diesen Vorteil keinesfalls aufgeben. Hätte van Ackeren überlebt, er hätte über den Abend nachgedacht. Wenn nicht er selbst, dann wären seine Kollegen auf die richtigen Ideen gekommen. So aber bemüht sich jeder, den Fall unter den Teppich zu kehren«, erkläre ich sachlich und fahre fort:

»Ich kann weiterhin Ex Science Lux über meinen Vater im Auge behalten, mich mit Mitgliedern treffen und tun, was getan werden muss!«

Baptiste lässt sich meine Worte durch den Kopf gehen. »Sie haben recht, Agent McAllister! Sie haben in der Tat die beste Entscheidung getroffen! Wie haben Sie die kleine Hure dazu gebracht, die Klappe zu halten?«

»Hure?« Ich spüre, dass ich ihn am liebsten hier und jetzt erwürgen würde.

»Na, die Kleine auf den Aufnahmen. Ich nehme an, sie wurde bezahlt, um ...«

»Diese Frau ist Karen Ellis, meine Freundin! Meine ... geliebte Freundin! Ich musste sie nicht bezahlen!«, unterbreche ich ihn, ehe es schlimmer und schlimmer für ihn wird.

»Merde!«, ruft Baptiste. »In diesem Fettnapf kann ich ein paar Runden schwimmen. Es tut mir sehr leid!«

»Schon okay!« Ich beruhige mich wieder. »Sir, ich brauche Hilfe, um diesen Ghoul-Fall abzuschließen!«

»Sie wissen, wo sich dieses Labor befindet, nehme ich an?«

»Charlton Castle. Es ist eine sehr, sehr kleine Burg! Ein Hauptgebäude, das den Namen kaum verdient, sowie ein Turm. Errichtet irgendwann im 15. Jahrhundert und schon nach kurzer Zeit aufgegeben. In den 1860er Jahren neu errichtet und von einer Familie bewohnt, die 2001 ausstarb. Seit drei Jahren gehört die Burg Miss Lydia van Ackeren, die in der Burg ein kleines Museum betreibt.«

»Sie wollen ein Einsatzkommando, nicht wahr?«

»Nein, Sir. Ich will *einen* Kollegen oder *eine* Kollegin, die exakt weiß, was sie tut. Wir gehen hinein, löschen jedes lebende oder existierende Wesen aus, sichern Daten und bringen Mrs. van Ackeren dazu, uns die Burg zu überlassen. Je nachdem, wie gut das Labor ist, könnten wir es nutzen.«

»Der Plan gefällt mir!«, sagt Baptiste. »Das Problem ist, dass mir niemand einfällt, der mit Ihnen arbeiten könnte.

Wenn Sie von einem Profi sprechen, meinen Sie wahrscheinlich jemanden wie Sie.«

»Das wäre gut. Ein Agent mit Außenerfahrung, ein Kollege oder ein ehemaliges Mitglied eines SWAT. Ich sah, dass eine der Kolleginnen in New York eine entsprechende Ausbildung besitzt und nun mit dem Commander von Paraforce arbeitet.«

»Das ist ein Problem.«

Mir fällt ein, was ich im Bezug auf Coleens Einsatz in Japan gelesen habe. »Was wurde aus Chiyoko Yakumo, der Ninja aus Iga?«

Baptiste zögert kurz. »Wir ... konnten sie bisher nicht dazu bewegen, Paraforce Japan beizutreten. Sie sagt, die Sonnengöttin habe ihr einen Traum geschenkt, der anderes verspricht. Leider ging sie nicht ins Detail!«

»Haben Sie ihre Nummer?«

»Schon ...«

»Angenommen, ich könnte sie überreden, für Paraforce zu arbeiten. Wäre es denkbar, sie hier in Schottland einzusetzen?«

»Wenn sie dem zustimmt ... Sie war schließlich an den finalen Schlägen gegen Ex Science Lux bei dem letzten, großen Einsatz von Laura Stewart beteiligt.«

Baptiste nennt mir die Nummer, ich notiere sie, lege auf und wähle sofort neu.

Es dauert etwas, bis ich eine junge, weibliche Stimme höre, die in sich das Alter von Jahrhunderten trägt.

Ein Oxymoron? Wenn Sie jemals mit Chiyoko Yakumo telefoniert haben, denken Sie anders darüber!

»Moshi moshi!«, melde ich mich. »Spreche ich mit der ehrenwerten Tochter der Nacht, die vor einiger Zeit an der Seite von Laura Stewart gegen Ex Science Lux vorging?«

Sekunden verstreichen. »Hai!«

»Und ist es richtig, dass die ehrenwerte Tochter der Nacht einst eine ehrenwerte Assassine war, ausgebildet von den Meistern Ihrer Zeit?«

»Hai!«

»Und ist es auch richtig, dass diese ehrenwerte Assassine bislang nicht für Paraforce Japan arbeitet, weil Sie auf eine Aufgabe wartet, die ihr die Göttin zuweist?«

»Hai!«

»Bitte, ehrenwerte Assassine, horche nun in dich hinein und frage deine Göttin, ob du künftig an der Seite einer ehemaligen europäischen Assassine, ausgebildet von den Besten dieser Zeit, für Paraforce aktiv werden sollst!«

»Eine europäische Assassine?«, fragt sie leise und ich höre ein Erstaunen darin mitschwingen, das an ängstliche Fassungslosigkeit grenzt. »Eine ... Assassine namens Deirdre?«

»Hai!«

»Dies ist, was die Göttin möchte!«, sagt sie bestimmt. »Ich ... sah es in einem wiederkehrenden Traum. Auf ... diese Weise kommunizierte die Göttin bereits häufiger mit mir!«

»Auch meine Göttin wird glücklich sein, dich an meiner Seite zu wissen! Gemeinsam werden wir den Willen unserer Göttinnen erfüllen!«

»Ich werde den nächsten Flug nach London nehmen. Wir sehen uns bald!«

»Nimm das Flugzeug nach Edinburgh. Ich freue mich auf die Stunde unseres Treffens. Die Göttin führt uns zusammen und wird uns Erfolg bescheren!«

»Hai!«, sagt sie, und nun klingt sie zufrieden.

Ich lege auf und schaue zu Croft, der mir wiederum einen erstaunten Blick schenkt.

»Sie sprechen Japanisch?«, fragt er.

»Ich hatte einen japanischen Lehrmeister; Ryu Takanora. Er gab privaten Sprachunterricht für jene, die interessiert waren. Ich nahm daran teil und wurde mit Reisen nach Japan und zu unseren Geschäftsfreunden dort belohnt.« Ich schenke ihm ein Lächeln. »Wie geht es Ihnen? Noch bei der Sache?«

»Als van Ackeren starb, spürte ich zum ersten Mal, dass wir all die Monate, die wir nichts taten, völlig falsch lagen. Laura Stewart hatte recht, Baptiste und ... auch Sie! Ich ... schäme mich und werde McLean sagen, was für riesige Affen wir waren!«

»Schön!« Ich greife nach meiner Tasche. »Würden Sie Baptiste informieren, dass ich eine Partnerin gefunden habe? Miss Yakumo wird an meiner Seite agieren! Er soll alles in die Wege leiten!«

»Und wo finde ich Sie?«

»Möglichst die nächsten ein, zwei Stunden gar nicht, denn ich treffe mich mit Lydia van Ackeren. Mal hören, was sie mir sagen kann!«

»Sie weiß nicht, dass Sie ...« Croft bricht ab.

»Nein, noch nicht. Je nachdem erfährt sie es oder nicht!« Ich halte inne. »Ich werde meine neue Partnerin vorerst bei uns unterbringen, wir haben noch Zimmer. Und bedenken Sie bitte, dass sie eine Vampirin ist!«

»Eine was?«, ruft Croft.

»Eine Vampirin. Kennen Sie den Fall nicht? Er trägt den internen Titel *Sterben und Sterben lassen*. Lesen Sie ihn!«

Lydia van Ackeren ist eine hagere Frau mit dunklem Haar und bleicher Haut. Sie ist nicht hässlich, aber auch kein Model. Guter, britischer Durchschnitt, wie ein Freund von

mir einst sagte.

Sie trägt schwarz, doch die Trauer, die sie empfinden müsste, spiegelt sich nicht in ihren Augen wider.

Fast graziös lässt sie sich mir gegenüber nieder.

Wir befinden uns in einem teuren Café, das hektische Leben der Stadt blieb am Eingang zurück. Hier, im Innern, sind wir umgeben von Ruhe, weihnachtlichen Düften sowie dem Aroma von Tee und Kaffee.

»Ich danke Ihnen, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind!«, sage ich sanft. Auf Beileidsbekundungen verzichte ich; sollte sie erfahren, wie ihr Mann starb, würden sie retrospektiv enorm heuchlerisch wirken.

Lydia van Ackeren mustert mich schweigend. »Ich bin hier, habe aber nicht verstanden, warum Sie mich eingeladen haben.«

Ich nicke und lasse meinen Blick über die Karte gleiten. »Die Getränke und Speisen sind köstlich. Zumindest, wenn man nicht mit dem Appetit der Carathis gesegnet ist.«

Sie stößt die Luft aus. »Das hat ja nicht lange gedauert«, sagt sie resignierend. Ihr Blick huscht in die Runde. »Und nun möchten Sie mich ... verhaften?«

»Ich bin keine Polizistin, Miss van Ackeren. Ich möchte ein paar Dinge klären!«

»Und welche?«

Ich warte, bis der Kellner unsere Wünsche entgegengenommen hat, ehe ich zum Punkt komme. »Ich weiß, dass die Forschungen in dieser Sache auf Charlton Castle stattfinden. Da sich im Innern jedoch ein Museum befindet, muss es eine verborgene Anlage geben!«

»Woher wissen Sie von Charlton Castle?«, fragt sie erstaunt.

»Ihr Mann sagte es mir.«

»Mein Mann? Das ist unmöglich, Lady McAllister. Mein

Mann hätte niemals mit jemandem über diese Sache gesprochen! Nicht mit Außenstehenden!«

»Trifft Sie der Verlust hart?«

»Nein!«, sagt sie kühl. »Er war ein Mistkerl und sein Tod nicht unverdient! Wenn Sie gesehen hätten, was ich sah ... Zudem starb er, als er zwei Schlampen ficken wollte. Das machte sein armes Hirn nicht mit!«

»Ihr Mann erzählte mir von Charlton Castle, als eine Droge durch seinen Körper floss und er glaubte, in der Hölle zu schmoren.«

Lydia van Ackeren starrt mich an. Dann, von einer Sekunde auf die andere, lacht sie schallend. »Sie waren eine dieser beiden Frauen. Und Ihnen ging es um ... Oh, das gefällt mir! Am Ende geriet er an die Falschen. Ja, das gefällt mir sehr!«

Menschen sind seltsam! Warum in aller Welt blieb sie bei ihm?
»Können Sie mir sagen, wie ich in diese unterirdische Anlage gelange?«

»Werden Sie mich töten? Nun, da Sie mir reinen Wein eingeschenkt haben?«

»Werden Sie jemandem davon berichten?«

Sie lacht wieder, leise nun. »Nein, wahrlich nicht. Wenn Sie diesem Grauen ein Ende bereiten können, dann werde ich mein Vermögen nehmen und mich auf meinen Besitz auf Anguilla zurückziehen, um das Leben zu genießen.«

»Ich hoffe, Sie werden dort in Frieden alt«, erwidere ich lächelnd. »Wie gelangt man in die unterirdische Anlage?«

»Eine Falltür im Turm, die offiziell zu einem eingestürzten Verlies führt, ist der erste Zugang. Der zweite befindet sich im Stall; hinter dem Haupthaus gelegen. Die Pferdebox ganz links dient als Aufzug; über ihn werden Lasten nach unten transportiert.«

»Wachen?«

»Etwa zehn; gut bewaffnet! Die ganze Anlage gehört Ex Science Lux, wenn Ihnen das etwas sagt.«

»Wir sind uns darüber im Klaren«, bestätige ich. »Wie viele Wissenschaftler?«

»Ich glaube, es waren sieben oder acht. Stellvertreter und nun der neue Leiter war und ist Doktor Radlov. In Russland war er ein Experte für biologische Waffen, doch dann warb ihn Ex Science Lux ab. Nun treibt er sein Unwesen in *meiner Burg!*«

»Wir würden Charlton Castle gerne erwerben!«

»Auf Anguilla brauche ich es nicht. Was wird aus den Artefakten, die ich zusammentrug?«

»Wir werden das Museum bewahren und unsererseits im Untergrund forschen.«

»Sie ... das ist ... Paraforce, nehme ich an. Denn sonst sprach ich mit niemandem über diese Sache.«

Ich nicke. »Die Burg wird jedoch in Privatbesitz bleiben. Ich selbst erwerbe sie; auch, um nach außen hin den Schein zu wahren.«

»Bezahlen Sie meinen Tee und den Kuchen, das sollte genügen. Ich habe keine Verwendung für Geld. Mein Mann war nicht reich, müssen sie wissen. Ich brachte das Geld in die Familie. Ich habe ihm sein Studium und seine ersten Forschungen finanziert. Und so dankt es mir dieser Bastard!« Sie schaut mich ab. »Litt er?«

»Sehr!«

»Gut!«

Der Himmel kennt keinen Zorn wie eine in Hass verwandelte Liebe und die Hölle keine Raserei wie die einer verschmähten

*Frau!*⁴ Ich verurteile Lydia van Ackeren nicht für das, was sie nun denkt oder empfindet. Wer weiß, welche Schmä- hungen sie erdulden musste.

»Eine Frage noch«, sagt sie und schaut mich an. »Mein Mann hatte eine edle Uhr. Sie befand sich nicht bei seinen Sachen, die uns ausgehändigt wurden.«

»Er verlor sie früher an diesem Abend bei einem Poker- Spiel«, sage ich ehrlich.

»Dieser verdammte Idiot! Die Uhr war ein Erbstück; sie gehörte meinem Urgroßvater, dann meinem Großvater und meinem Vater. Er erhielt sie als Liebesgabe, hatte aber kein Recht ...«

»Sie erhalten sie zurück, wenn wir die Verträge bezüglich der Burg unterzeichnen«, verspreche ich ihr.

»Wer hat sie nun?«

»Mein Vater!«

»Ihr Vater? Also haben Sie die Uhr gewonnen?«

Ich lächle. »Das Spiel war fair! Der ... Aufhänger, um ihm näherzukommen.«

»Wissen Sie was? Behalten Sie die Uhr! Ich habe keine Verwendung mehr dafür. Nun, da ich darüber nachdenke ... Mein Vater war ein Despot. Soll Ihr Vater glücklich werden damit! In Ihrer Familie wird sie ihren Weg gehen und nicht auf dem Spieltisch landen.«

Wir wechseln das Thema, plaudern ein wenig und vereinbaren einen Termin zur Übertragung der Burg.

Als sie das Café verlässt, stecke ich die Pillendose wieder ein, die ich während des Gesprächs für sie unsichtbar bereithielt. Eine solche Pille, und Miss van Ackeren wäre an

⁴ Heaven has no rage like love to hatred turned, Nor hell a fury like a woman scorned! (engl. Sprichwort. Es geht zurück auf William Groves Stück »The Mourning Bride«)

gebrochenem Herzen gestorben; kurz nach ihrem Mann –
welch eine Tragik!

So ist es besser.

»Das ist inakzeptabel!«, höre ich eine Frau rufen. Zornig,
voll hilfloser Wut und einem tiefen, verborgenen Schmerz.

Als ich den großen Wohnraum betrete, sehe ich Karen in
der Ecke eines großen Sofas kauern. Sie hat sich dort fast
auf Kissengröße zusammengefaltet, ihre Blicke sind hinge-
gen panisch auf jene Frau gerichtet, die in einem der Sessel
sitzt und meine Mutter anfunktelt.

Die Ähnlichkeit zwischen meiner Freundin und der Be-
sucherin ist so frappierend, dass beide Schwestern sein
könnten.

Sind sie aber nicht; es sind Mutter und Tochter.

Meine Mutter sitzt in *ihrem* Sessel und gibt das Bild aris-
tokratischer Würde und Gelassenheit; ein Fels, an dem die
Stürme des Lebens abprallen, um weit hinter ihr zu ver-
puffen.

»Guten Tag!«, sage ich ruhig, lege meine Tasche ab und
gehe zu Karen, die sich – kaum dass ich neben ihr sitze –
ein wenig entfaltet.

Nun entdecke ich eine Zeitung, die auf dem Tisch liegt.
Eine Seite ist aufgeschlagen; darauf sieht man Karen und
mich kurz vor dem Betreten des Maybury.

Der Untertitel lässt keinen Zweifel, was diese Szene zeigt:
Lady Deirdre McAllister, künftige Countess of
Hampton Hill, besucht mit ihrer Partnerin das May-
bury, um einen schönen Abend zu erleben.

»Was genau ist inakzeptabel?«, fragt Mutter leise. »Dass
deine Tochter und meine Tochter haben, was wir beide

nicht haben durften?«

»Inakzeptabel ist, dass meine Tochter solche ... Perversität lebt! Ich sagte dir schon einmal, dass wir eine gläubige Familie sind. Wir haben unseren Kindern all die Werte vermittelt, die einst wichtig waren. Nur, weil diese Werte nun verfallen, bedeutet das nicht, dass wir dies auch in unserer Familie tolerieren!«

»Michelle – deine Tochter ist alt genug, um ihrem Herzen zu folgen«, sagt Mutter sanft. »Dein Verstand mag dir sagen, dass du nun eine religiöse Frau bist und all das, was wir einst hatten, verdammst. Aber ich bin sicher, dass tief in dir deine Gefühle eine andere Sprache sprechen.«

Michelle Ellis blickt meine Mutter schweigend an. »Ich habe gelernt, diese Gefühle zu verdrängen«, sagt sie schließlich. »Diesen Kampf müssen wir ausführen!«

»Müssen wir?«, sagt Mutter. »Du weißt, dass ich ebenfalls gläubig bin. Deirdre ist es ... Doch unser Glaube verbietet uns nicht, jene zu lieben, die wir nun einmal lieben. Wenn Karen die Gefühle empfindet, die dir vertraut sind, und sie ihnen nachgibt, hast du als ihre Mutter nur eine einzige Pflicht – ihr das Beste zu wünschen und zu hoffen, dass sie glücklich ist.«

»Ich habe ihr Glück stets im Blick! Aber was ist mit dem Glück, wenn wir eines Tages diese Welt verlassen? Wiegt es nicht schwerer als das Glück in den wenigen Jahren, die wir haben?«

Ich blicke Karens Mutter an und frage mich, was ich von diesen Worten halten soll. »Das macht es leichter, nicht wahr?«, frage ich schließlich.

»Was?«, schnarrt Michelle Ellis, während sie mir einen zornigen Blick schenkt.

»Diese Einstellung. Es hilft, die Sehnsüchte zu verdrängen. Ich nehme an, Sie fanden zu Gott, als Ihnen klar wur-

de, dass meine Mutter unerreichbar ist. Sie brauchten einen Grund, etwas, das Ihnen hilft, die Sehnsucht zu verdrängen. Also wählten sie eine anerkannte, akzeptierte Form – eine, in der Sie von der Gemeinschaft getragen wurden. Und nun erwarten Sie, dass Ihre Tochter den gleichen Verzicht übt und dazu das gleiche Vehikel wählt!«

Michelle Ellis starrt mich an, und fast schon frage ich mich, ob sie sich in den nächsten Sekunden auf mich stürzt.

Doch dann, von einer Sekunde auf die andere, weicht der Zorn einem tiefen Schmerz, und vor unseren Augen verwandelt sich die zuvor so herrische Michelle Ellis in ein schluchzendes Bündel.

Meine Mutter springt auf und eilt zu ihr. Ich hingegen bedeute Karen, mir zu folgen. Was nun kommt, sollen die beiden Frauen ungestört und unter sich ausmachen.

Wir verlassen den Raum, ich schließe die Tür und weise Hobbson an, keinesfalls zu stören.

Vater, der sich verzog, als der Sturm aufzog, kommt uns entgegen, lässt sich einen kurzen Bericht geben und verschwindet wieder in seinem Büro.

Ich habe keine Ahnung, was er dort tut; als ich ihn das letzte Mal vor einigen Jahren dort besuchte, hatte er es zu einer wahren Meisterschaft in Microsofts Solitär gebracht.

»Wie kommt es, dass du so oft die richtigen Worte parat hast?«, fragt Karen, als wir den kleinen Salon betreten.

Hobbson beginnt, für uns einzudecken, denn ich kam zum Lunch nach Hause.

»Papa legte sehr viel Wert darauf, dass seine Spitzenkräfte über eine gehörige Portion Menschenkenntnis verfügen. Ich nahm an einigen Seminaren zu diesem Thema teil. Es hilft in solchen Situationen, es half bei van Ackeren und es hilft auch bei ganz anderen Gelegenheiten.«

»Wie wird die Sache ausgehen?«, fragt Karen.

»Ich tippe, deine Mutter wird sehr häufig zu Gast in unserem Hause sein. Je nachdem, wie sehr sie deinen Vater liebt oder nicht, könnte es auf eine Trennung hinauslaufen.«

»Meinst du?«, fragt sie leise. Dann lacht sie verschämt. »Als meine Mutter ins Haus stürmte, schlug sie mir die Zeitung rechts und links auf die Wange! Wir hätten daran denken können, als wir fotografiert wurden.«

Dann hält sie inne und mustert mich aufmerksam. »Du wusstest, dass meine Mutter einst für deine Großmutter arbeitete?«

Ich nicke.

»Und du wusstest, dass meine und deine Mutter ...«

Erneut nicke ich.

Ihre Augen funkeln. »Dir wäre ein solcher Fauxpas nicht unterlaufen, oder? Du *wusstest*, dass dieses Bild das Fass zur Explosion bringen könnte.«

»Ich nahm es wissentlich in Kauf«, gebe ich zu.

»Warum hast du mich nicht gewarnt?«, ruft Karen.

»Ich hatte keine Gelegenheit. Wann hätte ich es dir sagen sollen?«

»Ich weiß nicht«, sagt sie. »Als alles vorbei war? Oder als wir auf den Notarzt warteten. Keine Ahnung ...«

Eine Nachricht von Croft lenkt mich ab.

Chiyoko Yakumo trifft morgen um neun Uhr in Edinburgh ein; sie fliegt von Tokio via Frankfurt und London. Sie fühlt sich geehrt, bei dir wohnen zu dürfen!

Ich bitte Hobbson, ein Zimmer vorzubereiten. Anschließend setze ich mich an den Tisch und schließe kurz die Augen.

Habe ich alles bedacht? Kann der Einsatz beginnen?

Zufrieden stelle ich fest, dass ich fast alles habe. Dennoch muss ich noch einmal Croft belästigen.

Ich hole meine künftige Partnerin ab. Wir brauchen Schutzkleidung für einen Einsatz. Zudem wäre es gut, wenn wir eine Maske oder etwas Ähnliches hätten. Ich möchte nicht erkannt werden – Deirdre McAllister muss nicht zwingend als Paraforce-Agentin bekannt werden!

Die Antwort erfolgt prompt.

Der Five experimentiert mit einer Maske, die man auftragen kann. Sie verändert die Züge vollständig. Ich habe keine Ahnung, wie es funktioniert, aber die Ergebnisse sollen sehr gut sein! Ich besorge dir eine!

Damit wäre alles gesagt, sodass ich nur noch eine Nachricht schicke – danke für die gute Arbeit bisher, schönen Tag und bis morgen.

Da die Tür zum großen Wohnraum geöffnet wird, kann das private Drama in die nächste Runde gehen. Ich hoffe jedoch, dass es am Ende zu einem Lustspiel oder zumindest zu einer Komödie wird.

XIII

Vom Ende des Labors

Edinburgh, 21. Dezember

Es ist Samstag und der Samstag ist ein guter Tag, um ein Labor zu schließen und anschließend in den Weihnachtsurlaub zu gehen.

Um neun hole ich Chiyoko Yakumo vom Airport ab und fahre mit ihr nach Hause, damit sie ihr Gepäck abstellen kann.

Schon auf dem Weg besprechen wir, dass sie sich rasch eine eigene Wohnung suchen wird, denn sie hat spezielle Bedürfnisse, die sich nicht in einem Haushalt mit Menschen befriedigen lassen.

Meine Mutter, der ich am Abend zuvor von Chiyoko berichtete, begrüßt die scheinbar junge Frau überaus freundlich, und auch Karen zeigt sich von der Japanerin angetan.

Nachdem sich Chiyoko ein wenig erfrischt und umgezogen hat, fahren wir zum Büro.

Croft begrüßt die Japanerin ein wenig reserviert, doch nachdem diese ihm zugesichert hat, dass von ihr keine Gefahr für ihn ausginge, zeigt er sich beruhigt.

Anschließend verbringen wir eine Weile damit, unsere Schutzkleidung anzulegen und die Waffen zu kontrollieren.

Für Heiterkeit sorgt die Maske, die Croft besorgt hat. Sie besteht aus einer dünnen Folie, auf die anschließend eine perlende Flüssigkeit aufgetragen wird. Kleinste Kristalle passen sich der Gesichtsform an und verändern sie schließlich so, dass eine völlig fremde Person entsteht.

Zumindest dann, wenn man sie Maske richtig anwendet.

Wir tun es nicht, und schon erhalte ich das Aussehen einer Hexe aus dem deutschen Märchen *Hänsel und Gretel*.

Erst der dritte Versuch fruchtet und ich sehe nun aus wie ... jemand anderes.

Blakes Tarnname fällt mir ein. *Jane Smith*.

Natürlich ist dieser Name zu auffällig; jeder Kleinganove wird erkennen, dass es sich um einen Alias handelt. Daher überlege ich eine Weile und komme zu dem Schluss, dass ich – Maske – Mary-Jane Ashton heiße; ein guter, britischer Name, der so hundertfach in den Telefonbüchern steht.

Ich sende Chief Operator Malorny eine Mail mit der Bitte, Dokumente für Mary-Jane auszustellen und erhalte als

Antwort die Gegenfrage, ob ich zufällig verrückt sei? Das hier sei keine Agenten-Parodie!

Also schreibe ich eine ausführlichere Mail an Baptiste. In ihr mache ich ihm erneut klar, welche gute Möglichkeit sich durch die familiären Verknüpfungen mit Ex Scientie Lux ergeben und frage höflich, ob ein solcher Alias mit eigenen Papieren und einer Scheinstelle im Organigramm der Behörde so widersinnig sei.

Abermals erhalte ich eine Mail von Chief Operator Malorny. Hätte ich es ihr erklärt, wäre die Antwort anders ausgefallen!

Somit verschwindet Lady Deirdre McAllister aus dem Organigramm von Paraforce, ehe sie jemals darin stand, und Mary-Jane Ashton tritt ihre neue Stelle rückwirkend zum 15. Dezember an.

Da die Unterlagen zwar in New York designt, jedoch in London gedruckt werden, wird sie ein Kurier bringen, noch bevor wir zum abendlichen Einsatz aufbrechen.

Lediglich ein Bild von Mary-Jane ist notwendig!

Auch Chiyoko erhält ihre Dokumente, ihre Ausrüstung und ihre Waffe. Anschließend wird es Zeit, dass wir einen Snack nehmen und dabei den Einsatz besprechen.

Wir fahren zu Hampton Home. Dort bleibt Chiyoko im Wagen, während ich klinge. Noch immer trage ich sowohl die Tarn- und Schutzkleidung, um mich erneut an ihr Gewicht zu gewöhnen, als auch meine Maske.

Hobbson öffnet und schaut mich fragend an. »Sie wünschen?«

»Ist Lady McAllister zu Hause?«, frage ich mit leicht veränderter Stimme, in der nun ein breiter schottischer Dialekt mitschwingt.

»Wen darf ich melden?«

»Mary-Jane Ashton. Ich habe wichtige Informationen für

sie!«

Er bittet mich in die Halle und kurz darauf kommt meine Mutter näher. Fragend mustert sie mich. »Sie haben Informationen für mich?«

»So ist es«, sage ich im gleichen, seltsamen Tonfall. »Ich kenne Ihre Zukunft! Für fünf Pfund teile ich sie Ihnen mit.«

Meine Mutter verdreht die Augen. »Mister Hobbson wird Sie nun hinausbegleiten!«

Sie wendet sich ab.

»Eine Kostprobe?«, rufe ich. »Ich wette, dass Sie in wenigen Sekunden in lautes Lachen ausbrechen werden!«

»Ich bin gespannt!«, sagt meine Mutter kühl, hält aber inne und schaut zu mir.

Rasch nehme ich die Maske ab und wirklich bricht Mutter in Gelächter aus.

»Und schon bin ich um fünf Pfund reicher«, witzele ich, öffne die Tür und winke Chiyoko herbei.

»Croft, sind Sie bei uns?«

»Aufgeschaltet!«

»Gut! Du konntest herausfinden, welche Datenverbindungen bestehen?«

»Die Anlage ist an ein Breitband-Kabel von Scotland Telecom angeschlossen. Zudem liegen Starkstrom und regulärer Strom.«

»Kannst du die Breitband-Leitung unterbrechen?«

Croft lacht leise. »Ich habe mich vor Stunden in die Leitung eingeklinkt und sauge den gesamten Netzwerk-Verkehr ab. Die meisten Pakete sind an das HQ des Ordens adressiert. Aber es gibt auch die üblichen Verdächtigen dabei. Google, Facebook ...« Er lacht wieder leise. »Du wirst

nicht glauben, wie die ihren Hauptsitz nennen!«

»Lighthouse Castle«, erwidere ich ungerührt.

»Uhm ... genau. Dein Vater sagte es dir, nehme ich an?«

»Genau!«, bestätige ich. »Also schön. Chiyoko und ich dringen von beiden Seiten ein. Wir werden keine Gefangenen machen – solltest du ein Problem damit haben, dann schalte die Video-Übertragung aus.«

»Schon gut«, sagt Croft. »Ich kenne das!«

»Gut!« Ich blicke zu Chiyoko, die mir einen erhobenen Daumen gibt.

»Sobald ich unten bin, machst du die Schotten dicht!«, bitte ich Croft.

»Roger!«

Wir huschen durch die Dunkelheit. Meine Partnerin wäre sehr viel schneller, passt sich jedoch meinem Tempo an.

Ein leises Summen verrät uns, dass Croft eine Drohne nutzt. Sie fliegt in Richtung Turm, dringt durch eine Lücke ein und schaut sich um.

»Chiyoko, ich sehe zwei Kameras. Warte kurz!«, sagt Croft. Er klingt, als sei er nun völlig bei der Sache.

Meine Partnerin stoppt.

»Mary-Jane, bei dir das Gleiche!«, sagt Croft. Offenbar hat er *zwei* Drohnen im Einsatz.

Neben dem Stall gehe ich in die Hocke und warte, die Glock mit aufgeschraubtem Schalldämpfer in Händen.

»Okay, alle Kameras sind gestört! Aber schnell!«, mahnt Croft.

Ich laufe in den Stall, betrete die entsprechende Box und sehe einen kleinen Hebel.

Sofort gleitet der Boden in die Tiefe; langsam, Stück für Stück.

Ich gehe erneut in die Hocke, sehe die Ritze, das Licht des Gangs, in dem der Lift endet – und zwei Wachen, die

mit schussbereiten Waffen warten, wer oder was da kommt.

Rasch lege ich mich flach auf den Bauch, nutze die größer werdende Lücke und schieße.

»Zwei down! Ich bin unten!«

Das Licht geht aus, alle Geräte stellen ihre Arbeit ein.

Jemand flucht, eine Tür wird aufgerissen. Hätten Chiyoko und ich keine Nachtsichtgeräte integriert in den Brillen, wir würden so blind herumstolpern wie der Wissenschaftler, der nun aus einer Tür tritt.

Er tastet sich an der Wand entlang, bleibt am Fuß eines toten Wachmanns hängen und fällt.

Er tastet herum, erkennt, was er gefunden hat, und schreit auf.

Das Husten der Waffe ist kaum zu hören.

»Zwei Wachen, ein Wissenschaftler down!«

»Drei Wachen down!«, sagt Chiyoko.

Von zwei Seiten arbeiten wir uns vor, öffnen Türen, sehen Männer und Frauen; manche in Laborkleidern, manche in den Uniformen des Wachdienstes.

Sie alle sterben.

Zwei Minuten haben wir, dann springt ein internes Notstrom-Aggregat an. Nun sehen uns unsere Gegner und ein Kampf entbrennt.

Schüsse peitschen den Gang entlang und vier Männer schaffen es tatsächlich, mich in eine prekäre Situation zu bringen.

Hinter mehreren Metallkisten gehe ich in die Hocke und hole eine Blend- und Schallgranate aus der Tasche.

»Achtung, Hell und Bumm!«, warne ich Chiyoko und auch Croft, werfe die Granate und höre erschrockene Rufe. Die Männer versuchen, sich in Sicherheit zu bringen. Dann detoniert die Granate, das Licht durchdringt meine ge-

geschlossenen Lider und jemand heult, er sei blind.

»Gefahr! Granate!«

Ich höre die Stimme, werfe mich nach hinten und bringe mich in einem leeren Raum in Sicherheit.

Draußen tickert etwas über den Boden, dann höre ich ein *Wump* und eine Leiche schliddert vor die Tür, hinter der ich kauere.

Druckluft!

»Denke an das Geschenk, das dir Coleen machte! Sie schenkte dir etwas von ihrer Kraft! Lass es fließen!«

Wieder die innere Stimme.

Fließen lassen? Wie?

Ich schließe die Augen und versuche, an nichts zu denken.

Und wirklich sehe ich Bilder vor meinem inneren Auge. Ich sehe Coleen, die ihren Arm ausstreckt und ihre Gegner einfach beiseitefegt.

Aber es ist nicht allein die Geste, sondern auch ein Gedanke.

Ein Befehl.

Preasé!

Schritte und Stimmen erklingen, Befehle werden gerufen, dann rollte eine Granate in den Raum, in dem ich mich befinde.

Druckluft, das weiß ich, kann verdammt mörderisch sein, wenn man sich in der Nähe befindet.

Aber es gibt keine Garantie, dass es sich um Druckluft handelt!

»Preasé!« Ich stoße meine Hand vor, die Granate wird aus dem Raum gefegt, jemand schreit – *Wump!*

Erstaunt über das, was ich getan habe, verlasse ich mein Versteck und sehe zwei Tote, die von dem enormen Druck erwischt wurden. Bei einem ist die Lunge gerissen, der an-

dere wurde von einem Messer getötet, das nun tief in seiner Kehle steckt.

Ich betrachte meine Hand. *Was in aller Welt hat Coleen getan, als sie mich küsste?*

Bisher war mir nicht der Gedanke gekommen, dass sie mir solche Möglichkeiten geschenkt haben könnte. Ich nahm an, das Wissen, welches sie übertrug, sei die Kraft gewesen, die sie meinte.

Aber das war völlig falsch gewesen.

Schieb es beiseite!

Nicht die Stimme der Banshee, sondern meine eigene Vernunft.

Rasch konzentriere ich mich auf meine Aufgabe und setzte den Weg fort.

Nur fünf Minuten später stehen Chiyoko und ich in dem großen Labor, umgeben von Instrumenten, Versuchsaufbauten, Schränken mit allen erdenklichen Töpfen, Tiegeln, Flüssigkeiten und allem anderen, was man in einem Labor benötigen könnte.

Leichen liegen auf dem Boden. Lydia van Ackeren unterschätzte die Zahl der Wissenschaftler *oder* die Belegschaft wurde aufgestockt.

»Gute Arbeit, Assassine!«, sage ich und deute eine Verneigung an.

»Gute Arbeit, Assassine!«, erwidert sie und auch sie verneigt sich. Dann schauen wir einander an und lachen.

»Und nun?«, fragt meine künftige Partnerin.

»Nun löschen wir die Ghouls aus!«

Sie nickt und deutet auf ein großes Becken, das sich am Ende des Labors hinzieht. Eine Art Pool aus durchsichtigem Kunststoff, jedoch mit einem feinen Gitter aus Metall im Innern verstärkt. Ein Deckel aus dem gleichen Material liegt darüber.

Im Innern sehen wir zehn schleimige Wesen, aber auch die Knochen, Schädel und Überreste von gut zwanzig Menschen.

»Wenn wir den Deckel öffnen, wird ein elender Gestank austreten«, warne ich Chiyoko.

»Aber wir müssen ihn öffnen, oder?«, fragt sie.

»Ich weiß nicht!« Nachdenklich betrachte ich die Anlage. Dann entdecke ich einen Feuerwehrschauch, mehrere Handfeuerlöcher und auch einen Knopf, um die Feuerwehr zu rufen.

Ich folge der Leitung, an die der Schlauch angeschlossen ist, und finde einen Wassertank, der laut Aufschrift 500 Liter Wasser fasst.

»Ich habe fünf Kilo Salz dabei, sowie vier Magazine mit einer zehnprozentigen Salzlösung.

Um diese 500 Liter in eine entsprechende Lösung zu verwandeln, bräuchte ich 50 Kilo Salz.

Das sind 45 Kilo mehr, als ich habe.

»Chiyoko, hast du Salz gesehen?«

»Salz? Nein, leider nicht!«, sagt Chiyoko. »Jedenfalls keines, das man essen könnte.«

»Wie meinst du das?«

»Ich fand Streugut! Es lagert in einem Raum neben der Leiter, die vom Turm hinabführt.«

»Wie viel?«

»Ein paar Kilo.«

Ich schenke ihr ein dankbares Lächeln. »Wir brauchen 50 Kilo!«

»Okay!« Sie wendet sich um und geht davon.

Es dauert nicht lange, und sie kommt mit einer Schubkarre zurück. Darin liegen fünf Zehn-Kilo-Päckchen mit rosa-farbenem Streusalz.

Rasch öffnen wir es und kippen es durch eine Klappe an

der Decke des Tanks hinein.

Anschließend rühren wir die Brühe mit zwei Besen um, dann kehre ich zurück zum Gehege der Ghouls und sehe, dass diese offenbar kapiert haben, dass etwas nicht stimmt. Sie haben sich zu Klumpen zusammengerollt und schlagen wieder und wieder gegen den Deckel, ohne ihn jedoch abheben zu können.

»Wir müssen den Deckel ein wenig anheben«, sagt Chiyoko.

»Oh Elend!«, murmele ich. Mir ist der Gestank aus der Crewe Road in schlechter Erinnerung. Hier wird es bei all den Ghouls und den Leichenteilen noch schlimmer sein.

Wir umrunden den Pool so gut wie möglich – und stellen fest, dass die Göttin ein Einsehen mit uns hat. Im linken Bereich finden wir auf Kniehöhe einen Ein- und Auslass. Offenbar wurde das Becken gereinigt. Oder die Ghouls konnten durch diese Öffnung ein- und ausgehen, wenn es nötig war.

Ich nehme meine Spritzkanone, die schon bei den Vorbereitungen bei Chiyoko für Heiterkeit sorgte, bespritze den Ausguss damit und Sorge so dafür, dass kein Ghoul auf dumme Gedanken kommt.

Meine Partnerin holt derweil den Schlauch, lässt das Wasser in ihn laufen, bis ein paar Tropfen hinauslaufen, und presst ihn anschließend in den Auslass.

Sie nickt mir zu, ich öffne die Sperre, die verhindert, dass die Ghouls in das Labor entweichen, und schon spritzt das Salzwasser hinein.

Die Ghouls werden panisch.

Sie rollen hinauf zum Deckel und halten sich dort fest.

Auf dem Boden bildet sich eine Pfütze, aber wir sind uns nicht sicher, dass das Wasser tatsächlich reicht.

Was, wenn der Tank mehr als 500 Liter fasst? Und das ist

durchaus möglich!

Chiyoko sieht das Problem ebenfalls und drückt mit ihrer Kraft, die sehr viel größer ist als meine, den Schlauch in das Becken.

Kaum liegt er einfach auf dem Boden, als der Druck dafür sorgt, dass er wie eine Schlange in alle Richtungen spritzt.

Dann dreht er sich und eine Fontäne schießt hinauf zum Deckel.

Das ist das Verderben für die Ghouls!

Die ersten fallen hinab ins Salzwasser und vergehen, wie ich es bereits in der Crewe Road sah.

Das Wasser spritzt weiter gegen den Deckel, verteilt sich dort und regnet hinab. Der Sprühnebel allein reicht, um letztlich alle Ghouls zu schwächen. Sie fallen in die Tiefe und sterben.

Als der Tank leer ist, ist das Ghoul-Becken etwa zur Hälfte gefüllt.

Chiyoko zieht den Schlauch hervor, ich verschließe rasch den Auslass und das war es dann.

»Peter, wir ziehen ab. Sind Polizei und Five informiert?«

»Ein Team steht bereit; sobald ihr raus seid, sichern sie Datenträger und Dokumente. Sie versiegeln zudem die Zugänge, Beamte sorgen dafür, dass niemand eindringt.«

»Gut!«

Wir schlendern zum Aufzug und fahren hinauf in die klare, kalte Winternacht.

»Ich bin froh, eine solch gute Partnerin zu haben«, lasse ich Chiyoko wissen.

»Ich ebenfalls!«, sagt sie und schenkt mir ein Lächeln.
»Die Göttin wird zufrieden sein!«

»Das wird sie!«, bestätige ich.

Epilog

Vom Ende des Berichts

Edinburgh, 22. Dezember

Ich liege auf dem Sofa und atme Karens Duft ein. Meine Freundin liegt auf mir und genießt die Stille.

Uns gegenüber haben Mutter und Vater eine ähnliche Position eingenommen. Auch sie träumen vor sich hin.

»Und dein Chef war zufrieden?«, fragt Mutter.

»Überaus!«, sage ich träge. »Er gratulierte uns und freut sich, dass wir im nächsten Jahr eine neue Ära für Paraforce in Edinburgh einläuten!«

»Schade, dass Chiyoko nur eine Nacht blieb«, sagt Vater.
»Sie war eine interessante Frau!«

»Sie wohnt bei einem ... Artgenossen. Dies ist ein besseres Arrangement, denn ihre Bedürfnisse sind doch speziell.«

»Und sie ist wirklich eine ...« Mutter stoppt.

»Ist sie!«, bestätige ich.

»Und du hast nun zwei Namen und zwei Identitäten? Einmal deine eigene und einmal jene, die du bei Einsätzen trägst?« Vater klingt zweiflerisch.

»Solange du bei Ex Sciente Lux Mitglied bist und ich dies nutzen kann, solange arbeitet Deirdre McAllister nicht offiziell für Paraforce. Sonst sind solche Aktionen wie jene im Maybury nicht länger möglich.«

»Das heißt, du wirst häufiger solche Aktionen durchführen?«, fragt Karen.

»Wenn es sich ergibt ...«

»Und ... ich werde dabei sein?«

Überrascht schaue ich sie an. Sie klingt nicht ablehnend oder ängstlich, sondern ... hoffnungsvoll.

»Das wäre großartig!«, sage ich darum. »Wenn deine Mutter keinen Einspruch erhebt.«

»Wird sie nicht!«, sagt Mutter. »Michelle hat uns für Boxing Day eingeladen. Auch ... wenn ihr Mann nicht da sein wird, wie sie mich informierte. Er ... möchte weiterhin in seiner Kirchengemeinde aktiv sein.«

»Solange am Ende jeder sein Glück findet«, murmele ich und drücke Karen ein wenig enger an mich.

Schläfrigkeit übermannt mich. In wenigen Tagen ist verdammt viel geschehen. Ich habe das Recht, schläfrig zu sein.

Oder etwa nicht?

Ende

Deirdre McAllister kehrt zurück in: Vampir-Liebe
Liebe